# Mitteilungen

von der

# Reise nach Süd-Amerika

MRR
289.78
H53

Von

**P. C. Hiebert**

GENERAL CONFERENCE OF THE MENNONITE CHURCH OF NORTH AMERICA
MRR Historical Library
Class No. 289.78 Date Received .....
Book No. H53 Donor .....
.....
Accession No. 821 Fund .....
This book should be returned at the end of 2 weeks; otherwise a fine of 2 cents a day is charged for each additional day.

MRR
289.78
H53
821
Hiebert
Mitteilungen von der Reise nach Süd-Amerika

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Anabaptist Mennonite Biblical Seminary Library

https://archive.org/details/mitteilungenvond00hieb

# Mitteilungen

von der

# Reiſe nach Süd-Amerika

von

P. C. Hiebert

Mennonite Brethren Publishing House
Hillsboro, Kansas

M
289.78
H53

## Vorwort.

Im November des vorigen Jahres wurde mir von der Bundeskonferenz der Mennoniten-Brüdergemeinde der Auftrag gegeben, nach Süd-Amerika zu fahren, um die Glaubensgenossen auf den verschiedenen Ansiedlungen zu besuchen, und zu sehen, wie es den Brüdern gehe, und ihnen Trost und Liebe zu spenden durch die Verkündigung des teuren Evangeliums, als eine Gotteskraft, die da selig macht alle, die daran glauben. Der Herr hat Gnade gegeben zu der langen, beschwerlichen Reise. Ich bin nun wieder durch seine Gnade daheim bei den Meinen, welche der Herr in der Zeit meiner Abwesenheit gnädiglich durch tiefe Wege geführt.

Ihr Lieben, die ihr die Mittel zu dieser langen Reise vorgestreckt habt, seid nun berechtigt einen Bericht von der Arbeit zu haben. Gerne würde ich ja alle besuchen, um persönlich zu erzählen von den Segnungen und Prüfungen, sowie Fragen zu beantworten. Doch das ist mir nicht möglich, da ich ja in der Schule im Dienste stehe. Um euch aber doch nach Kräften entgegenzukommen, habe ich auf der langen Seefahrt die Zeit ausgekauft, um kurz zu erzählen von dem, was ich gesehen, gehört, erfahren und getan habe. Einige Teile des Berichtes sind schon im Zionsbote erschienen unter dem Titel: „Auf der Reise." Hier findet ihr die weiteren Ausführungen. Dieses Büchlein soll nur eine einfache Erzählung sein, und aus zwei Gründen keine wissenschaftliche Abhandlung. Zuerst würde letztere weit mehr Zeit für Vorbereitung in Anspruch nehmen, als mir zur Verfügung steht, und zweitens würde dieselbe auch dem großen Publikum weniger interessant und leserlich sein, als diese schlichten Mitteilungen.

Sollten einige Teile etwa zu offen und vertraulich gehalten sein, dann bitte ich die betreffenden Personen um freundliche Nachsicht, denn eine Mitteilung gibt nur dann ein getreues Bild, wenn sie offen ins Leben eingreift. Gerne hätte ich meine Person mehr verdeckt, doch das ist ja nicht gut möglich bei einer Beschreibung der eigenen Erlebnisse, und nur sehr ungerne habe ich ab und zu den Schleier ein wenig gelüftet, wo der Bericht das mehr Unangenehme berührt. Ich habe alle die Gruppen und Personen lieben und schätzen gelernt, während ich versuchte nach Kräften zu dienen, und Gott weiß, wie gerne ich

821

euch mehr und besser gedient hätte, wäre mir solches möglich gewesen, daher ist mein Wunsch, daß diese Zeilen ein wenig ergänzen mögen, was in der so beschränkten Zeit in eurer Mitte erreicht werden konnte. Gott walte es!

Mit einem freundlichen Gruße hüben und drüben, zeichnet sich in angenehmer Erinnerung,

Euer Gefährte auf der Reise zur Ewigkeit,

Der Verfasser.

## Die letzten Tage auf heimatlichem Boden.

Der Tag der Abfahrt ist gekommen! Jetzt gilt es Frau, Kinder, Heimat und die vielen Freunde zu verlassen und auf der weiten See in fremde Länder, unter fremden Völkern zu reisen und dort die Lasten und Probleme unserer lieben, weniger bevorzugten Brüder in Süd-Amerika tragen zu helfen. Mehr wie fast je spürt man die Verantwortlichkeit und die Unzulänglichkeit des menschlichen Vermögens. Der Abschied selber wird erleichtert durch die freundlichen Zusprüche vieler Freunde und die ruhige Gefaßtheit der Lieben in der Familie. Der Zug fährt ab und das, was einem auf Erden am liebsten ist, verschwindet schnell den Ohren und Augen.

Trotz der unwillkommenen Verspätung der Züge gelingt es, am nächsten Tage Elkhart, Indiana, zu erreichen, wo ich zum Abschied die Gelegenheit hatte, mit den meisten der Mitglieder des M. C. C. besonders die verschiedenen Ansiedlungsfragen durchzusprechen. Nur zu vieles wird zur Entscheidung gelassen, bis ich dort die Verhältnisse persönlich ansehen und mit den Brüdern in Süd-Amerika eingehend prüfen kann. Das Wohl der Kolonie und der Glaubensbrüder und der erkannte Wille des himmlischen Vaters soll ausschlaggebend sein. Noch ein warmer Händedruck und ein Glückwunsch, und auch diese sind dahinten gelassen.

Nur anderthalb Tage in New York war etwas sehr wenig, um von den verschiedenen Ländern die Einreiseverhandlungen zu bestellen, und auch sonstige noch notwendige Vorbereitungen zu treffen. Doch durch Gottes Gnade und die freundliche Mithilfe meines Neffen, eines Arztes, der in New York wohnt, gelang es, alle Papiere gerade noch in Zeit zur Abfahrt fertig zu bekommen. Die letzten wurden mir schon bis zum Schiff nachgeschickt, und der Beamte auf dem Schiffe sagte freundlich: „You can sail, even if, usw." Mein lieber Neffe und seine freundliche Gattin begleiteten mich bis zu meiner Kajüte, Nr. 49, auf dem Schiffe der Munson Linie, Pan America. Hier fand ich zu meiner freudigen Überraschung eine schöne Anzahl Briefe von Freunden, die entweder Bestellungen hatten für Süd-Amerika, oder mir noch zum Abschied liebevoll Gottes Segen wünschten. Etliche von euch, ihr lieben Freunde, die ihr Briefe geschrieben habt, werdet hoffentlich von Süd-Amerika Antwort bekommen, nachdem ich eure Bestellungen ausgerichtet

habe. An andere werde ich Ursache haben, persönlich zu schreiben, so viel wie möglich, wo das aber der Zeit wegen nicht möglich sein wird, danke ich hiermit allen für ihre Liebe und Freundlichkeit.

Gerne hätte ich diese Zeilen noch abgeschickt, ehe das große Wasser uns trennte, doch sagte mir der „Purser," es sei keine Gelegenheit, einen Brief abzugeben, bis wir in Rio de Janeiro, Brasilien, landeten, etwa nach zwölf Tagen. Somit machen wir noch Fortsetzung mit dem Bericht auf hoher See.

Wir sind alle an Bord. Geladen sind die vielen Sachen und auch das Gepäck. Nun wird in Eile alles eingepackt und festgebunden oder angeschraubt, was zu den Werkzeugen gehört, die man beim Auf- und Abladen gebraucht hat. Vom Ufer winkt und ruft man, vom Schiffe werfen viele mehrfarbigen Konfetti, während der große Dampfer anfängt zu arbeiten. Kleine Dampfer sind behilflich, den großen zurecht zu drehen, während er langsam vom Ufer in den Hudson Fluß fährt, und sobald die Spitze richtig südwärts steht, arbeitet die Maschine gewaltig vorwärts und das Schiff bewegt sich mit rasch zunehmender Geschwindigkeit, stromabwärts, dem großen Weltmeer zu. Die Wunder der Großstadt lassen wir langsam eins nach dem andern dahinten. Jetzt geht es bei der Statue der Freiheit vorbei, die uns vor etwa fünfzig Jahren von Frankreich geschenkt wurde. Da auf der Seite liegt Ellis Island, wo in den letzten Jahrzehnten die Einwanderer untersucht werden. Zur Linken, jetzt in ein Aquarium umgeändert, liegt Castle Garden, wo unsere Väter zuerst den amerikanischen Boden bestiegen.

Als auch Brooklyn langsam vorbeizieht, fange ich eine Unterredung an mit einem neben mir sitzenden Manne. Er scheint recht freundlich und redselig. Seine Sprache ist Englisch, mit einem ziemlich scharf ausgeprägten Auslandsdialekt. Die zurücklaufende Stirn, oben von wenigen Haaren begrenzt, und unten von einer recht prominenten Nase, die über einem dünnen dunklen Faden gebogen und einem mit Goldzähnen verzierten Mund sich lebhaft neigt. Intelligenz, und noch mehr, ein starkes Selbstbewußtsein spielt auf dem ganzen Angesicht. Bei der Vorstellung sagt er: „Ich bin ein Syrer, ein Musikant, oder besser, ein Komponist. Ich versuche eine neue Musik für die Welt zu schaffen. Es ist nämlich eine Gesellschaft mit mir; wir versuchen das Beste aus der europäischen, der amerikanischen und der orientalischen zu sammeln und die-

ses zu verbinden mit der Musik des Königs David von Israel." Auf meine Frage, ob man denn die alte Musik Israels jetzt noch habe, erwidert er: „Durch die Überlieferung ja. In meiner Familie ist schon seit 800 Jahren immer ein Musikant gewesen, so daß die Überlieferung gesichert wird. Ich stelle jetzt diese Musik zu Noten." Ich frage, ob die Stufen zwischen den Tönen dem modernen Oktav gleich wären. „Ja," sagte er, „nur gibt es in der alten Musik noch manche viertel Stufen neben den halben Stufen, die uns heute wohl bekannt sind." Zuletzt erklärt der große Musikant feierlich: „Und das Produkt dieses großen Unternehmens soll dem amerikanischen „Jazz" sehr ähnlich sein, nur besser."

Nun ist alles Land verschwunden. Das Auge sieht nur Wasser, wenn es sich über das Geländer des Schiffes erhebt. Oben der blaue Himmel und unten die spielenden Wellen, leise vom leichten Winde umhergeworfen. Wirklich wunderschön! Und doch ist es dem Landmann, der immer festen Boden unter Füßen gewöhnt ist, etwas unheimlich, wenn das große Schiff sich langsam auf und ab bewegt. Die inneren Gefühle ähneln denen, die man erfährt, wenn das Auto schnell über eine kurze Anhöhe fährt. Nachdem das Auge sich satt gesehen an dem eintönigen Wasser, fängt der Körper an den Folgen der Anstrengung der vergangenen Tage zu ermüden, so begebe ich mich zurück in meine Kabine, empfehle mich für die Fahrt und die Lieben daheim für die Zeit meiner Abwesenheit dem treuen, himmlischen Vater an, und vergesse in süßer Ruhe Schiff und Meer für etliche Zeit.

Jetzt gibt es das erste Abendbrot an Bord, und da trifft man sehr interessante Gesellschaft. Vielleicht erzähle ich später noch einmal mehr von etlichen derselben. Für mich gilt es jetzt meine Sachen zurechtzupacken, um meine vierzehntägige Wohnung heimatlich einzurichten. Die Bedienten des Schiffes, alles Schwarze, sind dabei behilflich.

## Eine interessante Reisegesellschaft.

Wir sitzen am Tische, und die freundlichen Schwarzen bringen mancherlei Speise, je nach Wunsch, und doch hilft alles gute Essen nicht, wenn der Appetit fehlt. Darum interessiert mich die Speise nicht, aber die Tischgenossen sehr. Zu meiner

Rechten sitzt ein junger, stattlicher Herr, mit blondem, krausem Haar, von etwa 30 Jahren. Er ist deutscher Kaufmann und befindet sich auf einer Geschäftsreise nach Brasilien. Neben ihm sitzt ein ältlicher Mann, der da glaubt schon alt zu sein, obwohl er weniger Jahre zählt als ich, der ich doch noch immer ein junger Mann bin. Er ist ein Jude aus Rumänien, nun auf dem Wege nach Argentinien, um dort Tabak zu ziehen. Daneben sitzt eine Amerikanerin von stattlichem Bau, von vornehmem Aussehen, wiewohl mit schwarzer Hautfarbe. Diese Dame ist auf dem Wege nach Brasilien, um dort junge Damen zu belehren, wie man sich putzen soll. Neben ihr sitzt ein deutscher Mühlenbauer, jetzt aber wohl Eßwarenhändler. Er kommt von New York und ist auf dem Wege, in Brasilien seine Mutter und Geschwister zu besuchen. Zwischen diesem und mir sitzt eine kleine Dame, die mit gehobener Nase sich selber sehr bedeutend erscheint. Sie behauptet, eine Lehrerin von Indiana zu sein. Doch da sie gerne eine Zigarette raucht, erwähne ich, daß die Lehrer in Kansas sehr selten rauchen. Sie erwidert kurz: „Jetzt bin ich auf Erholung."

Am nächsten Tische zu meiner Linken sitzen zwei freundliche Herren von kurzer Gestalt und gelbbrauner Hautfarbe, zwei gelehrte Japanesen auf einer Forschungsreise nach Süd-Amerika. Zu unserer Rechten ist wieder ein kleiner Tisch mit einem der Schiffsbeamten, eine junge, weiße Dame, die in Amerika als Buchführerin dient, jetzt aber unendlich kichert. Neben ihr sind zwei Knaben, Brasilianer, doch schön weiß. Sie haben in den Vereinigten Staaten studiert und sind auf der Heimreise. Wie ich erfahre, ist ihr Vater Amerikaner, ihre Mutter Brasilianerin. Zu meiner Linken an einem größeren Tische sind die Leutchen mir nicht alle genau bekannt, doch ist zu erwähnen wie folgt: Drei ältliche jüdische Damen, eine deutsche Dame von New York, die unendlich schwatzt; ein Syrer, der ungemein stolz ist auf seine Rasse, und unendlich viel von deren Leistungen zu erzählen weiß; neben ihm sitzt eine junge Dame mit pechschwarzem Haar und heller, klarer Hautfarbe, eine Belgerin, welche sich sehr vornehm haben kann, und dann weiter etliche amerikanische, etwas überreifte Jungfrauen.

Der fünfte Tisch in der entferntesten Ecke von mir wird von sechs Personen benutzt, doch alle sehr interessant, nur würde diese Erzählung zu lang werden, sollte ich auch nur ein bißchen versuchen, mitzuteilen, was ich sehe und höre. Ich mache

daher nur vorüberghende Bemerkungen. Alſo zuerſt ſitzt ein kleiner, junger Mann, gebildet und vornehm, der unaufhörlich raucht, manchmal noch zwiſchen den Biſſen beim Eſſen. Er iſt berühmter Muſikant von jüdiſchem Geſchlecht, der in New York Konzerte gegeben hat und jetzt beachſichtigt, eine Konzerttour durch Braſilien zu machen. Neben ihm ſitzt eine ganz blonde Dame, ſeine Frau, die auch ſehr fleißig raucht, wiewohl ſie ſagt, ſie iſt Chriſtin, und daß ihre Eltern ihr ſehr widerſtanden haben, als ſie den Juden geheiratet. Dort hinten, gerade in der Ecke, iſt eine alte, ruſſiſche Dame. Ihr nettes Benehmen und ihre Freundlichkeit bekunden, daß ſie von adeligem Stamme und vor dem Kriege ſehr reich geweſen iſt. Jetzt wohnt ſie in New York und iſt nun auf der Reiſe nach Braſilien, um ihre Tochter zu beſuchen. Neben dieſer ſitzt eine mitteljährige Italienerin von Argentinien, die mit ihrem mit Farbe verſchmierten Angeſicht und unaufhörlich lautem Sprechen einem faſt widerlich iſt. Und zuletzt ſitzt eine ſchlichte, aber nett ausſehende Dame mit ihrem ungezogenen Sohn von etwa ſechs Jahren. Sie ſind Armenier, wohnen jetzt aber in den Vereinigten Staaten.

Alſo in unſerm kleinen Eßſaal ſind Menſchen aus faſt aller Herren Länder, ſo unterſchiedlich an Manieren, Erſcheinung, Sprache und Lebensſtellung, wie man ſelten findet; und doch, als ich anfing darüber nachzudenken, fand ich, daß ſie vieles gemein haben. Unter anderm folgendes: Wir ſind alle auf einem Schiff auf derſelben Reiſe und müſſen jetzt mit, wo das Schiff hinfährt; wir bedürfen und genießen alle Waſſer und Speiſe, wie ſie uns von ſchwarzen Händen dargereicht werden; jeder iſt ſich ſelber die wichtigſte Perſon der Welt; jeder hat ſeine Intereſſen, doch alle ähnlich; jeder hat menſchliche Gefühle, alle ſehr ähnlich; alle möchten glücklich ſein, wenn auch der Grund der Freude ſehr verſchieden iſt; alle möchten geliebt ſein und ſchätzen es, wenn ein anderer ſie mit Achtung freundlich behandelt; jeder iſt eine unſterbliche Seele, für die Chriſtus geſtorben iſt.

Kirchliche Benennungen ſind auch ſehr vertreten, ſogar ſolche, die Mohammed als Prophet anſehen, und ſolche, die die alten Götter der Germanen, wie Wodan, Thor, uſw., gerne zum Anſehen bringen möchten. Andere hingegen wundern ſich, daß noch Menſchen da ſind, die ſo hinter der modernen Aufgeklärtheit zurückgeblieben ſind und noch an einen Gott glauben.

Man sagt: „So wie die Tiere kommen und gehen, so entstehen und vergehen auch die Menschen.“ Wieder andere sind auf der Reise, um als Missionare in Brasilien zu leben. Auch vernimmt man Erwiderungen wie diese: „Einen Gott gibt es?“ „Alles kommt von Gott, unser Leben und unsere Kraft,“ usw. „Was, Sie sind auch noch religiös?“ Ein anderer gibt zu, daß ihm der Gedanke, wo er die Ewigkeit zubringen wird, viel zu schaffen gebe. Andere zeigen deutlich, wie sie trotz allen Genüssen und Vergnügungen weder im Herzen ruhig noch glücklich sind, und horchen gerne, wenn man ihnen von der Liebe Christi etwas mitteilt. Einige meinen, eine Religion sei so gut wie die andere, und doch, wenn man etwas tiefer geht, wird zugegeben, daß weder bloße Religion noch Kirchenangehörigkeit den Menschen selig machen kann. Gebetserhörungen und Gemeinschaftsleben mit Gott, sowie Wiedergeburt, sind dem natürlichen Menschen heute noch unverständlich, wie dem Nikodemus.

Als ich in der Nacht über dieses alles nachdachte, tönte Jesu freundliches Wort süß an mein Ohr: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“

Ein heil'ger Born gefüllt mit Blut
Aus Jesu Wunden floß,
Und wer sich taucht in diese Flut,
Wird aller Flecken los.

## Am Morgen des dreizehnten Tages.

Gestern abend hieß es: „Morgen früh werdet ihr Land sehen.“ Außer sich vor Freude, spielte das junge Volk sich gegenseitig wohlgemeinte, aber ab und zu doch schmerzliche Streiche. Einige lachten, andere waren still, und ein altes, jüdisches Mütterchen, der man „Crackers“ und Wasser ins Bett gebracht, weinte bitterlich.

Heute schon früh, als die meisten noch schliefen, war ich selbst neugierig genug, schob meinen Stuhl ans Fenster, schaute hinaus, und siehe: Land, Land! Große Felsenriffe grüßten uns. Sobald die Toilette gemacht, ging ich aufs Ver-

deck, um eine bessere Aussicht zu gewinnen. Noch nur etliche Personen, die meisten Schiffsleute, waren schon dort, das übrige Volk lag noch in süßer Ruhe. Jetzt konnten wir deutlich die hohen Felsen sehen, die uns kalt anstarrten. Neben den Felsen schlugen die Wellen in weißer, schäumiger Brandung ans Ufer. Auch sieht man wieder einige Schiffe, und beinahe ganz schwarze „Sea Gulls" fliegen umher. Jetzt wendet sich das Schiff und macht eine scharfe Biegung nach rechts und streift etliche hohe Felsen etwa ein oder zwei Meilen ab. Auf dem einen Felsen steht ein hoher, weißer Turm, ein Leuchtturm, der in der Nacht den Seefahrern den rechten Weg nach dem Hafen Rio de Janeiros zeigt. Einer unserer schwarzen Diener, der jetzt herbei gekommen, sagt, man nenne den eben erwähnten hohen Berg „Cappa Frio," das heißt „kalter Kap." Von hier ist es nur noch fünfzig Meilen bis Rio, dem ersten Ziel unserer Reise.

Jetzt sammeln sich die Leute, und interessant ist es, zu beobachten, wie verschieden das Land begrüßt wird. Ich beobachte besonders zwei alte, jüdische Mütterchen, welche ziemlich seekrank gewesen sind auf der ganzen Reise und ziemlich traurig dreinsahen. Die eine wollte schon sterben vor einigen Tagen, aber jetzt leuchten die Augen und das ganze Antlitz strahlt vor Freude. Jetzt fängt die eine an zu hüpfen und singt: „Ei di, di, di." Jetzt kommt die dritte Alte herbei. Sie sieht Land. Es war eine Lust anzusehen, wie sie sich gebärdet, ja fast zum Lachen, wie die Alte mit strahlenden Augen umherspringt und den andern auf die Schulter klopft und dann durch die Gruppe läuft und irgend jemand in der Nähe, ob bekannt oder nicht, auf den Rücken schlägt und ruft: „Land! Land!" Als ich solches beobachtete und mich mitfreute, dachte ich daran, wie es doch sein wird, wenn wir nach vollendetem Lauf werden in den Hafen der seligen Ewigkeit einfahren, und wurde an das Lied erinnert: „Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren, doch nach dem letzten ausgekämpften Streit, wir aus der Fremde in die Heimat kehren und einziehn in das Land der Seligkeit?" (Jetzt ist es Zeit zu Frühstück zu gehen, vielleicht finde ich hernach noch etwas Zeit zum Schreiben.)

Soeben kommen wir vom Frühstück, wo die obenerwähnten Ausdrücke der Freude sich in verschiedener Weise wiederholten. Fast jeder, der herein kam, hatte anzukündigen, daß Land in Sicht sei. Der Amerikaner und der Deutsche sagen „Land," obgleich etwas verschieden ausgesprochen; der Russe an unserem

Tische sagt: „Semla"; der Japanese zur Linken ruft: „Riku." Gerne hätte ich den Syrer in seiner Sprache noch gehört, aber der erschien heute nicht, bis wir satt waren und auf Verdeck gingen. Später treffe ich ihn und er nennt das Land „Ard" und behauptet, daß „Erde" und „Earth" nur Ablieferungen von seiner Sprache seien. Da oben steht man nun und bewundert die Felsenriffe, beobachtet die großen Fische, die sich nahe der Oberfläche des Wassers ans Schiff wagen, oder sogar manchmal von einer Welle in die andere springen, wobei man ihren schönen, großen Bau sehen kann. Ebenso ist es großartig interessant zu sehen, wie die Schiffsmannschaft beschäftigt ist im Vorbereiten für das Ausladen der Ware, sobald das Schiff ans Land kommt.

## Einen Tag und eine Nacht in Rio de Janeiro.

Die schönste Stadt der Welt kommt in Sicht, mit ihren großen, domartigen Bergen mancherlei Gestalt und ihrer Halbmond ähnlichen Anlage in der schönen Bucht des Janeiro Flusses. Die Mittagssonne scheint helle auf den Meerbusen und auf die lieblich angelegte Stadt. Der Anblick ist fast entzückend. Obwohl ich schon fast alle größeren Städte in Nord-Amerika und Europa gesehen, muß ich sagen, daß in Anlage und Naturschönheiten diese alle übertrifft. — Wie willkommen eine freundliche Aufnahme in einer fremden Stadt, mit fremden Sitten und mit unbekannter Sprache, kann sich nur der vorstellen, der es erfahren hat. Solches wurde mir hier in doppeltem Sinne zuteil. Während ich längs der Treppe vom Schiffe komme, schaue ich langsam nach allen Richtungen, ob sich nicht jemand wird zeizeigen, der auch nach einem Fremden Ausschau hält. Und siehe da, ehe mein Fuß den Boden Süd-Amerikas berührt, sagt eine Stimme gerade vor mir: „Are you Mr. Hiebert?" Es war der Gruß des Vertreters einer großen Drogen-Gesellschaft, deren Bekanntschaft ich in New York machen durfte. Ich wurde zum Obersten des riesig großen Geschäftes geführt und einfach wie ein Königssohn behandelt. Alles stand mir scheinbar zu Gebote für die Dauer meines Besuches. Verschiedene geschäftliche Sachen, die mir sonst vielleicht hätten können Schwierigkeiten machen, wurden schnell geregelt, und dann beauftragte der Chef der Gesellschaft seinen Gehilfen, einen freundlichen jungen Mann, der gut Deutsch und Englisch konnte, mir alle Sehens-

würdigkeiten der Stadt zu zeigen. Die Mitteilungen, die später folgen, wurden nur möglich durch den Dienst, der mir frei und unentgeltlich entgegengebracht wurde. Es blieb einfach nichts zu wünschen übrig. Und warum? Die Antwort ist einfach. Der Nächste zum Präsidenten einer Internationalen Gesellschaft ist mein persönlicher guter Freund. Weil nun von dem Präsidenten der Gesellschaft in New York die Instruktionen gekommen waren, tat man mir also. Nicht ich, es war der einflußreiche Vermittler in New York. Ich dachte bei mir: Wer nun durch den Herrn Jesus bei Gott vertreten wird, dem wird gewiß beim Eingang in den Himmel nichts fehlen.

Als ich mich noch eben zu verständigen versuchte, wandte sich ein ältlicher Herr mit freundlichem Angesicht zu uns und fragte in gutem Deutsch: „Sind Sie Herr Hiebert?“ Es war Frederico Arentz, ein langansässiger Mennonit in Rio de Janeiro, der ebenfalls durch einen gemeinsamen Freund von meinem Kommen benachrichtigt worden war. Dieser Herr Arentz mit seiner intelligenten und sehr energischen Gattin haben wirklich den rußländischen Mennoniten in Brasilien unüberschätzbare Dienste geleistet. Auch an mir haben sie viel Liebe erwiesen und mir mit wertvollem Rat und mit der Tat zur Seite gestanden. Der Herr wolle es ihnen vergelten! Sehr angenehm werden mir die Stunden der Gemeinschaft mit diesen lieben Leuten im Gedächtnis bleiben.

Ich wollte sonst hier eine Beschreibung der Schönheiten der Stadt folgen lassen, aber es würde doch wohl langwierig werden, so stehe ich davon ab. Jetzt sind wir wieder im Schiffe und es geht dem nächsten Bestimmungsorte zu, der Stadt Santos, die mehr Kaffee exportiert, als die ganze übrige Welt zusammen. Dort halten wir morgen an, und ich fahre landeinwärts nach Sao Paulo, um Kontakt zu machen mit zerstreuten Brüdern, die dort versuchen ihren Lebensunterhalt zu schaffen. Möge es dem Herrn gefallen, die Sachen so zu lenken, daß wir uns am Sonntag miteinander erbauen können.

## Sonntag in Sao Paulo und Umgegend.

Nach angenehmer nächtlicher Fahrt von Rio de Janeiro bis Santos, durften wir bei lieblichstem Wetter landen. Es ist hier ja jetzt Winter, doch sind die Tage wie die schönsten Maitage in Kansas. Das Landen hat ja immer seine Schwierig-

keiten, als da sind die Unterhandlungen mit den Zollbeamten, das Handhaben der Koffer, und das Abhalten von unzähligen Blutsaugern, welche darauf bedacht sind, dem Fremden, besonders dem Amerikaner, die Taschen zu leeren. Schon hatte ich einige Träger für das Befördern meiner Sachen vom Zollamt bis draußen vor der Tür mehr bezahlt, als ein Ticket auf der Eisenbahn kostet, um bis Sao Paulo zu fahren, eine ziemliche Strecke landeinwärts, und hatte einem alten, deutschen Herrn noch einmal so viel angeboten dafür, daß er etwa einen Block mit mir gekommen war, um Geld zu wechseln. Er aber wollte das Doppelte haben von dem, was ich ihm bot, und lief vermeintlich böse fort, in dem Glauben, daß ich ohne seine Hilfe nicht würde fort können und ihm also nachlaufen würde mit den 20,000 „Reis." Nun täuschte er sich aber, denn in dem Moment, als er hinter der Tür verschwunden war, hörte ich mit amerikanischem Akzent rufen: „Dr. Hiebert!" Schnell antwortete ich, und vor mir stand ein großer, freundlicher Herr. Rev. Harper, ein Missionar der Presbyterianer, dessen Freunde von Sterling, Kansas, ihm von meiner Durchreise geschrieben. Er nahm mich nun in Beschlag, und im Nu waren wir auf dem Wege nach Sao Paulo.

Unter der fürsorglichen Anleitung dieses Freundes durfte ich in der Großstadt die notwendigen Kontakte machen, besonders auch eine Versammlung planen mit den arbeitenden Mennoniten in dieser Stadt. Dann nahm er mich mit zu seiner Missionsschule, etwa eine Stunde abgelegen von der großen Stadt. Weil nun die Eltern der Frau Harper von Sterling manche Grüße mitgeschickt hatten, so wurde ich aufs herzlichste aufgenommen, als wäre ich ein alter, sehr intimer Freund. Der Abend verstrich schnell unter sehr angenehmer Unterhaltung. Zur Nacht kam ein kalter Regen, denn es ist hier eben Winter, doch genügend Decken hielten mich schön warm. Der nächste Morgen war Sonntag, und ich sollte eine Versammlung in der Landessprache halten. Zum Gang zur Kirche legte ich meinen Überrock an und wünschte mir noch etwas wärmere Unterkleider, denn es war stark neblig und ein eisiger Südwind wehte, der seinen Weg durch alle Kleider fand. In der Kirche angekommen, fanden wir eine kleine Schar von braunen und beinahe schwarzen, mit einigen weißen Zuhörern. Die Andacht wurde in Portugiesisch eingeleitet, recht feierlich und schön. Dann wurde ich in einer etwa fünfzehn Minuten langen Rede vorgestellt. Ich wußte ja nicht, was gesagt wurde, doch hörte

ich wiederholt „Mennonit“ und „Dr. Hiebert.“ So konnte ich schließen, um was es sich handelte. Darauf durfte ich durch einen Dolmetscher von der großen Erlösung unseres Herrn und Heilandes reden. Langsam konnte man nur vorwärts kommen, im Vergleich zu meinem gewöhnlichen Tempo, doch wurde die Botschaft sehr gut aufgenommen. Das herrliche Evangelium wärmt Herzen und feuchtet Augen, wenn auch in einer fremden Sprache vorgetragen. Der Herr segnete uns, und wir wurden miteinander als Kinder Gottes verbunden. Ich sollte noch hinzufügen, daß die Arbeit, die hier getan wird, nämlich Vorbereitung eingeborener Arbeiter für den Dienst am Evangelium, einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht hat. Nach einem gemeinschaftlichen, sehr angenehmen brasilianischen Mahl begleitete mich Rev. Harper bis Sao Paulo, wo ich von Br. Arentz in Empfang genommen und zur Kirche geführt wurde, allwo sich schon eine Anzahl der Mennoniten und auch etliche andere Seelen versammelt hatten.

Stadtmissionar Ostermoor von einer Freien Evangelischen Gemeinde leitete eine Bibelbetrachtung über Apg. 3, die Rede Petri. Der Mann war herzlich und seine Auslegung einfach, aber nach Gottes Wort. Nach Schluß wurde ich als Besucher aufgefordert, einen Beitrag zu bringen. Wenn auch nur kurz, so gab es mir doch Gelegenheit, in Fühlung zu kommen mit den Besuchern, vorbereitend für den Abendgottesdienst, der besonders den zerstreuten Mennoniten gelten sollte. Über diese Versammlung, die erste in direkter Ausführung meiner Sendung nach Süd-Amerika, will ich nun noch kurz berichten. Um etwa sieben Uhr hatte sich eine Anzahl zusammengefunden in einem unteren Raum in einer großen Methodistenkirche, der uns für diesen Zweck zur Verfügung gestellt worden war. Um des Herrn Leitung betend, eröffneten wir den Gottesdienst ganz informell, um wo möglich die Herzen wie auch die Ohren dieser kleinen Gruppe zu erreichen. Und überraschend war die Erwiderung, als man erfuhr, wer ich war. Ich erlaubte mir etwa eine halbe Stunde, um bekannt zu werden. Es wurde aber wohl wenigstens dreiviertel Stunde. In dieser Zeit fanden wir manches, das wir gemein hatten. Vieles wurde gefragt, aber noch mehr erzählt von dem, was diese Gruppe junger Christen in Rußland auf der Reise und auch hier in diesem fremden Lande erfahren und durchgemacht. Da ich ja nun durch frühere Erfahrung in Verbindung mit dem Hilfswerk verstehen und mitfühlen konnte, so wurden unsere Herzen bald

recht warm verbunden. Ich freute mich zu erfahren, wie einstimmig der Ausdruck kam: „Wir möchten gerne so schnell als möglich zurück zu unserm Volke auf der Ansiedlung.“ Die Jugend dient in der Großstadt, um Geld für den Unterhalt des elterlichen Heims zu verdienen. Um ihre Erwiderung herauszufordern, bemerkte ich so vorübergehend: „Ihr schickt auch wohl manchmal etwas Geld heim zu den Eltern?“ Da erwidert eine junge, energische Aganetha: „Manchmal.“ Und die andern stimmten dem bei: „Nicht manchmal, sondern immer.“

Nun gingen wir über zu einer kurzen Betrachtung der Waffenrüstung des Gotteskindes, laut Eph. 6, 10—18. Der Herr was uns fühlbar nahe und wir wurden reichlich miteinander gesegnet, denn das Wort wurde aufgenommen. Der Ansprache folgten noch mehrere warme, freie Gebete, in welchen dem Herrn mehr Treue gelobt wurde. Nun war Schluß, und wer weg mußte, wurde nun entlassen, doch blieben fast alle noch eine halbe Stunde zu der folgenden gemütlichen Durchsprache. Ich riet den jungen Leuten, ihrem Herrn und ihrer Gemeinde treu zu bleiben, auch wenn die Verhältnisse es notwendig machen, daß sie hier fern von der Heimat zeitweilig im Dienste stehen müssen. Wohl allgemein fand ich willige Zustimmung. Nachdem ich auf ihren Wunsch zugesagt, am Montag abend noch eine zweite Versammlung abzuhalten, entließ ich die Gruppe lieber junger Leute. Ich habe sie lieb gewonnen und ich weiß, der Herr liebt sie auch; auch lieben sie ihren Herrn und Heiland.

So der Herr will, geht es morgen früh von hier per „Autobus“ nach Curityba, allwo eine größere Anzahl unserer Mennoniten wohnt. Wie ich erfahre, sind dort Diener am Wort und eine geordnete Gemeinde.

Bisher hat der Herr eure und meine Gebete erhört und alles wohl gemacht, auch da, wo es mir schwierig schien.

## In den Mennonitengemeinden in Brasilien.

Dienstag gegen Abend, am 24. Juni, brachte mich ein deutscher Fuhrmann zum Heim der ersten eingewanderten Mennoniten, das ich in Brasilien besuchen durfte. Ganz unangekündigt, brachte mein Erscheinen eine bedeutende Überra-

schung, doch war das Willkommen herzlich nach der Vorstellung. Bald war auch der Kaffee fertig, und Br. D. Töws von Curityba und ich erzählten uns gemütlich um den einfach, aber schmackhaft gedeckten Tisch. Nach dem Imbiß brachte Br. Töws mich mit dem kleinen Braunen, und dem gelben Milchwagen nach dem etwa anderthalb Stunden entfernt wohnenden Bruder und Ältesten Jakob Hübert, der kürzlich von der Krauel Ansiedlung hierher gezogen war. Wir fanden den Bruder in der Schule, das heißt im Lehrerzimmer, wo Franz Hübert, Sohn des Ältesten, als Lehrer diente. Mein Herz wurde warm berührt durch den Empfang. Die Nachricht, daß die Glaubensbrüder in Nord-Amerika der Geschwister hier gedachten, fand warme Erwiderung. Bald saßen wir gemütlich im Kreise der Familie und planten, wie die kurze Zeit von nicht ganz zwei Tagen am besten auszunützen wäre; und man einigte sich, am Tage mit einigen leitenden Brüdern informelle Besprechungen zu haben und Besuche zu machen, und für den Abend wurde ein öffentlicher Gottesdienst ausgegeben. Da man hier ja nicht Telephon hat, so war die Sache etwas schwierig, zumal die Geschwister etwas zerstreut wohnen; doch hatte ein Rundschreiben die meisten noch in Zeit erreicht. Des Nachts ruhte ich in dem schlichten Heim der jungen Geschwister Görtz. Am nächsten Morgen machte ich einige schriftliche Arbeiten, bis Br. Hübert kam, um mit mir einige Besuche zu machen. Überall war sehr freundliche Aufnahme und Gelegenheit, Freude und Leid zu teilen mit solchen, die der Herr, wie bekannt, sehr tiefe Wege geführt hatte. Nachmittags hatten wir noch eine kleine Geburtstagsfeier bei Br. Franz Görtz, der hier in Brasilien seine treue Lebensgefährtin verloren hat. Am Abend durften wir unter Gottes gnädigem Beistand miteinander Gottes Wort betrachten und einen gemeinsamen Segen genießen.

Nahe dieser größeren Stadt, Carityba, hat sich in den letzten zwei Jahren eine Gemeinde gebildet von solchen, die hier glauben einen leichteren Weg zu finden, ihr Brot zu verdienen, wie in dem Urwalde bei der Ansiedlung. Es sind bis jetzt etwa siebzig Familien, die sich in drei Dörfern um eine gemeinsame Schule ansiedeln, welche ihnen zugleich als Bethaus dient. Im allgemeinen sind die Geschwister mutig und schauen hoffnungsvoll in die Zukunft. Wohl fast alle sind in der Milchwirtschaft, denn es schien sich hier gerade jetzt eine besondere Gelegenheit zu bieten, in diesen Dienst einzutreten, weil die eingeborenen

Milchlieferanten es schwer fanden, sich den neuen gesetzlichen Anordnungen anzupassen. Unsern Geschwistern hingegen scheint es nicht schwierig, den einfachen Sanitätsverordnungen gerecht zu werden. Man sagt mir, es fahren jetzt jeden Morgen etwa fünfzig mennonitische Milchwagen in die Stadt.

Nach einer Bahn- und Autofahrt von etwa siebzehn Stunden durfte ich Freitag morgen Br. Heinrich Martins, den ehemaligen Siedlungsleiter am Krauel in Blumenau aufsuchen und durch ihn Anleitung erhalten, wie die Ansiedlung am ersten zu erreichen sei. Die Familie erzeigte mir nicht geringe Freundlichkeit; auch begleitete mich Lehrer Martins zum rechten Zuge, der mich bis Abend nach Hammonia am Ende der kurzen Bahnlinie brachte. Dort mußte ich übernachten, um am nächsten Morgen dann einen Weg zu finden nach der siebzig Kilometer entfernten Ansiedlung der Mennoniten im Urwalde in den Bergen längs dem Krauel Fluß. Dem Herrn befohlen, schlief ich bald, denn der Körper war von dem vielen Reisen doch wohl etwas müde. Früh morgens, etwas vor sieben Uhr, klopfte es an meiner Tür im Hotel. Ich wandte mein Ohr und hörte die Worte: „Ist Br. Hiebert hier?" Es war Prediger Johann Klassen von Witmarsum, welcher gekommen war, um mich abzuholen. Da mein Telegramm erst am vorigen Abend verspätet angekommen, war er die ganze Nacht gefahren auf einem Wege, den wir in den Staaten noch als recht „unimproved" bezeichnen würden. Der Herr aber hatte ihn bewahrt, und ich freute mich von Herzen, wieder mit Brüdern zusammenzukommen.

Nachdem der Bruder die Pferdchen etwas gefüttert und wir miteinander ein gemeinsames Frühstück gegessen, liefen wir noch zur Poststation, um einige Briefe abzugeben, und dann ging es mutig dem Krauel zu. Die Aussichten sind überall sehr schön inmitten von dicht bewaldeten Bergen; doch zeigen sich manche Lichtungen in dem Lande, wo Siedler, meistens deutsche, durch Fleiß und Ausdauer sich kleinere und größere Flächen bereitet für Pflug- oder Weideland für ihr Vieh. Unsere kleinen Pferdchen, wohl noch etwas müde von der Nacht, waren doch noch tapfer, die steilen Anhöhen zu ersteigen und liefen leicht, wenn es wieder abwärts ging. So fuhren wir etliche Meilen unter angenehmer Unterhaltung, bis ein recht starker Landregen einsetzte. In kurzer Zeit war der Weg naß und sehr glatt, so daß die armen Pferdchen mich dauerten, zumal wir noch fünfzig Meilen vor uns hatten. Der einfache

Farmwagen hatte natürlich keine Decke über unserm Haupt. Was wir erfuhren, kann sich der Leser wohl denken, doch war es nicht so schlimm, denn der Bruder hatte eine recht dicke Leinwand „canvass," mit welchem wir uns bedeckten. Dieses hielt den Regen ziemlich gut ab, doch verlor der graue Hut seinen Sonntagsstil. Nach einiger Zeit ließ der Regen etwas nach, doch waren die Pferde bald müde, und wir hielten an, um ihnen Futter anzubieten und ein wenig Ruhe zu gewähren. In etwa einer halben Stunde fuhren wir weiter auf windendem Wege über manch einen Berg, bis um fünf Uhr abends Br. Klassen sagte: „Wenn wir um jenen Berg biegen, können wir die erste mennonitische Kolonie sehen, und das ist meine." Wieder hatte der Herr geholfen. Wir durften ins Heim der Geschwister einkehren, und in wenigen Minuten war der Kaffee und das Vesper fertig.

Zur Nacht holte mich Lehrer Peter Klassen, der etwas näher zum Zentrum der Ansiedlung wohnt, zu sich. Auch hier war die Aufnahme recht warm und brüderlich. Hier erfuhr ich, daß die Gemeinden für Sonntag und Montag Bibelstunden anberaumt hatten, an welchen ich teilnehmen durfte. Sonntag war es morgens sehr neblig und der Weg war schwer, so daß solche, die weit ab wohnten, nicht gut kommen konnten. Dennoch war die Gnadental Schule vormittags wie auch nachmittags angefüllt. Die Brüder haben ihre Bibelstunden etwas anders als bei uns in den Staaten gebräuchlich, doch machte sich die Sache sehr gut bei reger Beteiligung. Abends war eine Sitzung des KFK. Komitees für kirchliche Angelegenheiten. Manche Probleme wurden besehen, und Wege, um das Gedeihen der Gemeinden zu fördern, wurden behandelt. Es war mir nicht nur sehr interessant beizuwohnen, sondern ich erhielt auch die Überzeugung, wie sehr es den lieben Brüdern um das Wohl und Gedeihen der Gemeinden zu tun ist. Der Herr wird ihr Bemühen nicht ohne Erfolg lassen. Am Montag war wieder eine gutbesuchte Bibelbetrachtung, und abends Predigt in der Waldheim Schule. Der Herr war uns nahe mit seinem Segen, und unsere Herzen wurden warm und brüderlich verbunden.

Am Dienstag durfte ich verschiedene Unternehmungen der Kolonie besuchen, als da sind: die Zentralschule mit drei Lehrern, die Sägemühle, die Stärke-Fabrik, den Handelsladen, die Kraftanlage, und das Krankenhaus, welches im Bau begriffen ist. Die Gemeinden aus Holland haben bedeutend Kapital

Beim Holzfällen in dem Urwalde Brasiliens, nicht weit vom Krauel. Dieses Bild wird noch öfter angenehme Erinnerungen zurück ins Gedächtnis rufen.

Blätterhütte, wie sie in der ersten Zeit auf dem Stoltz-Plateau gebaut wurden. — Familie Johann Hamm vor ihrer ersten selbsterbauten Urwaldwohnung auf dem Stoltz-Plateau, Brasilien, 1930—1931.

vorgestreckt, um solche Unternehmungen möglich zu machen. Dann durfte ich auch eine angenehme Stunde verleben mit Dr. Dick, der sich der Leidenden geschickt und treu annimmt· und auch mit Dr. Walter Quiring, der hier weilt, um die Geschichte der Kolonie zu schreiben. Außer diesen Besuchen war ich am Vormittag in Begleitung zwei starker junger Männer in den Urwald gegangen, um praktisch zu sehen, und wo möglich etwas zu erfahren, was es bedeutet und kostet, den Urwald zu schlagen, das Land zu räumen von all dem Holz, dann zu roden und endlich vorzubereiten, den Samen für die gewünschte Frucht in den Boden zu pflanzen. Diese Erfahrung war mir viel wert. Nach einigen weiteren Besuchen bei Geschwistern, hatten wir abends noch wieder Gottesdienst in der Witmarsum Schule, und ich durfte das teure Evangelium verkündigen. Am Mittwoch verweilten wir bei den Geschwistern auf Stoltz Plateau. Hier ist der Wald noch schwerer als am Krauel, und die Kolonie hat zwei Drittel der Familien durch Abzug verloren. Manchen wurde es zu schwer, und man zog weg, um auf einem anderen Platze, wo es scheinbar leichter schien, sein eigen Brot zu erwerben. Diese Schwächung der Kolonie macht die Lage recht schwer für die Zurückgebliebenen; dennoch scheinen die meisten mutig zu sein und fest entschlossen weiter zu arbeiten.

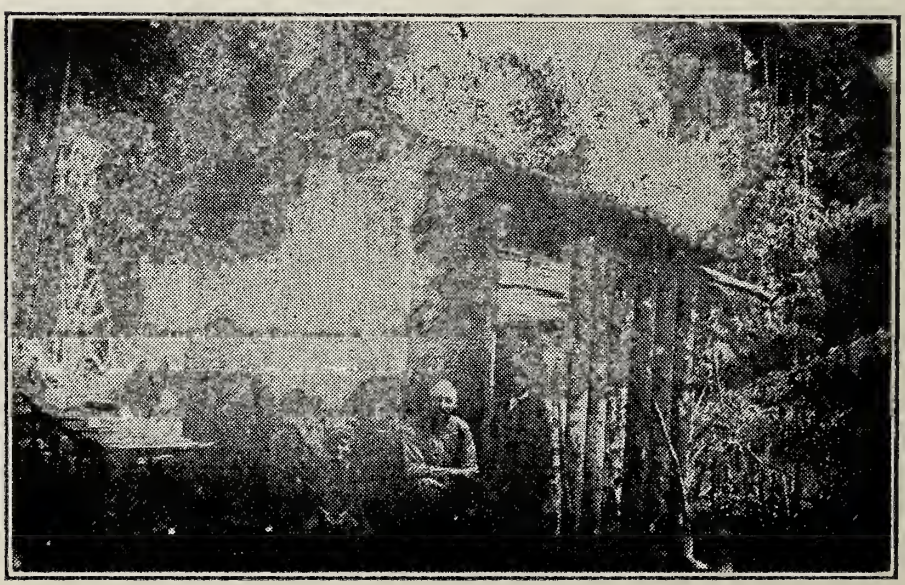
Hier in Brasilien kann man sehen, wie ein Steppenvolk sich Umstände halber durchringen muß, um ein Wald- und Bergvolk zu werden. Unbeschreiblich schwer! Man bewundert ihren Fleiß, ihren Mut, ihre Leistungen und ihre Ausdauer. Die Möglichkeit, ein einfaches, stilles, unabhängiges Leben in der Gottesfurcht zu führen, scheint da zu sein.

## Reiseerlebnisse in Brasilien.

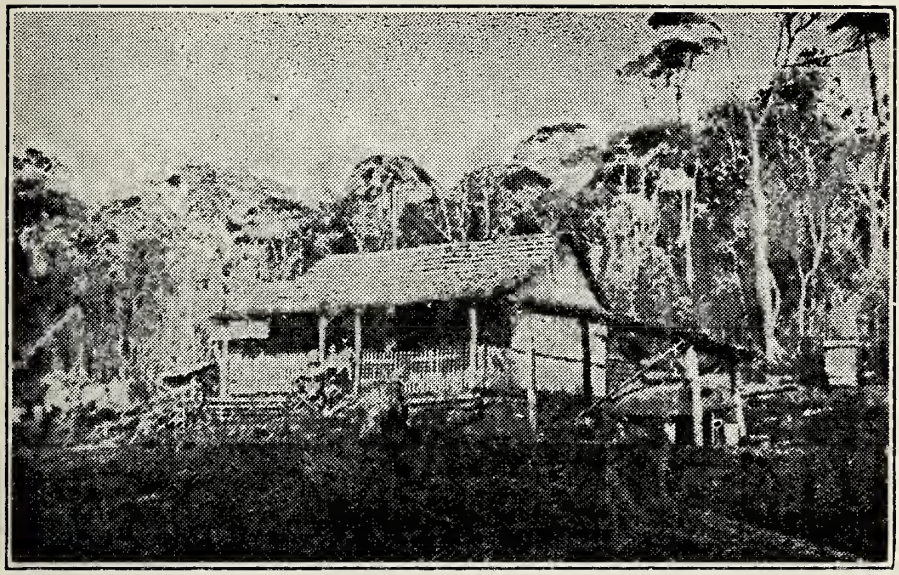
Wohl nicht von sehr großem praktischen Wert, doch vielleicht von Interesse dürften einige Bilder sein über die Art und Weise, wie man zu seinen Zielen gelangt in dem lieben Brasilien. Somit mache ich hier einige Skizzen zur Unterhaltung und Aufklärung.

Die Eisenbahn in Brasilien ist in den meisten Fällen noch in dem Stadium der primitiven Zeit, wiewohl etliche schöne Strecken zwischen den größten Städten schon eingerichtet sind. Die Lokomotive mit dem großköpfigen Schornstein, wie man sie

Wohnhausbau im Walde. Familie Jakob Neufeld, Waldheim, Witmarsum, Brasilien, 1930.

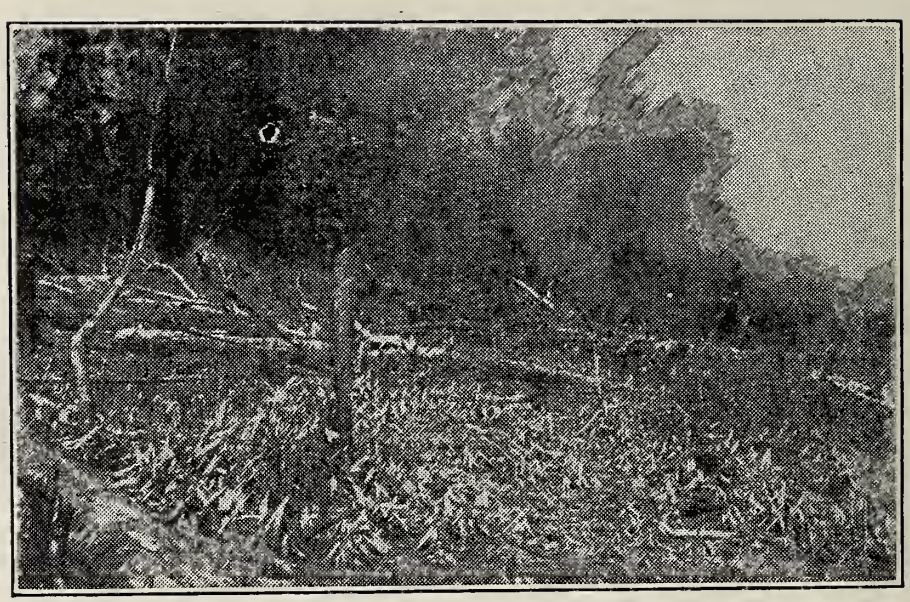


Die erste provisorische Wohnung — Waldhütte — mitten im Urwald. aus gespaltenen Palmenstämmen. Bis zur nächsten Fahrstraße sind es zirka zehn Kilometer. — Jakob Neufeld und zwei Söhne im späteren Waldheim, Witmarsum, Brasilien, 1930.



Unsere erste Wohnung in Witmarsum, Brasilien. Rechts die Küche mit Backofen, Februar 1930. — Familie Heinr. Martins.

N. Martins kocht schwarze Bohnen auf einem provisorischen Herd auf dem Stoltz-Plateau, Brasilien, Ende 1930.



Brennende "Roça" (roça), Kolonie R. Martins, Witmarsum, Brasilien, 1930.

Frau R. Martins mit ihren Kindern auf einer neuen Fahrstraße, wo vor fünf Monaten noch dichter Urwald stand. Witmarsum, Brasilien, Ende 1930.

in den Vereinigten Staaten vor etwa vierzig Jahren sah, erscheint uns Nord-Amerikanern als ein Spielzeug, dennoch trägt sie den Stempel „Made in Philadelphia." Die Waggone sind ebenfalls sehr klein, und die Sitze sind von Brettern, nur in erster Klasse hat man schon mit Leder gepolsterte Bänke. Die Bedienung ist schwach, und die Fahrt ist sehr langsam. Die Tickets gibt man ab beim Aussteigen. Meine erste Fahrt von Santon nach Sao Paulo fand statt auf einer englischen Linie mit dem Schnellzug „Comet." Das Interessante bei dieser Reise ist der Aufstieg von etlichen tausend Fuß in ganz kurzer Strecke, wo man per Kabel hinaufgezogen wird. Doch ich merke, daß ich ins Erzählen und Beschreiben gekommen bin, anstatt der versprochenen Wortbilder, die kurz zu zeichnen ich jetzt versuchen werde.

Von Cuartyba fährt man in einem Tage bis Jaragua. Von dort erreichen wir Blumenau des Nachts vermittelst einer Autobusfahrt in rasender Eile über Berg und Tal. Bald hängt man an der steilen Wand eines großen Felsen, bald an dem Rand eines jähen Abgrundes; doch ohne Anhalt fährt der Fuhrmann, als wäre die Seligkeit abhängig von ein paar Minuten, welche man später bei einem Restaurant zum Trinken vergeudet. Jetzt steigen wir höher und höher, sehr steil. Die Vertiefung an der Seite in ihrem Prachtbilde von tropischen Gewächsen starrt einen an und scheint uns schier zum Absturz zu locken. Wir sind oben, und abwärts geht es, hin und her schwingend, manchmal so dicht an dem Rand der Tiefe, daß man jeden Moment erwartet hinunter zu stürzen. Doch man gewöhnt sich an solche Verhältnisse, und durch Gottes Gnade bewahrt, kommen wir glücklich zum Ziele.

Von Hamonia nach Witmarsum geht es sehr gemütlich mit einem einfachen, kleinen Farmwagen, zwei kleinen Pferdchen, und einem gemütlichen Fuhrmann zur Seite. Einen geborgten Überzieher über den Schultern, eine dicke Decke über den Knien, eine große und schwere Leinwand über dem Haupt, Ströme des kühlen Regens das Ganze überflutend, so fahren wir dahin unter munterem Gespräch, ab und zu die armen Pferdchen bedauernd. Zur Abwechselung essen wir von den schönen Orangen, deren viele längs dem Wege wachsen. Man sagt, die Sitten des Landes erlauben, daß der Reisende nehmen und essen darf nach Bedürfnis, doch zogen wir es vor, zu kaufen. Mein Fuhrmann ging zu einem einfachen Hüttchen mit einem Zimmer, und kehrte zurück mit einem Eimer und Tuch voll schö-

ner Orangen. Ich fragte „Was hast du bezahlt?“ Er antwortete: „Die Frau nahm nichts dafür!“ Ebenso ist es mit den Bananen, die wild wachsen in fast ganz Brasilien. Nach acht Stunden gemütlichen Fahrens im strömenden Regen, über steile Berge, auf sehr schwerem und oft glattem Wege, erfuhren wir freundliche Aufnahme im Heim des Kolonisten.

Von Witmarsum zum Stoltz Plateau fährt man zuerst etwa fünf Stunden mit Gespann und primitivem Farmwagen, bis man zu einer Steigung kommt, die kein Pferd und Wagen erklimmen können. So übernimmt ein brüderlicher Führer die Leitung für Weg und Tempo des Steigens. Er geht voraus, für gesunde Glieder scheinbar zu langsam, so daß man ab und zu die Leitung übernehmen möchte, doch wird vor Übereilung gewarnt. Bald wird es steiler, und das Tempo wird von selbst langsamer. Wir winden uns nämlich langsam aufwärts an der Seite einer Felswand, doch mit genügend Erde, um ein Urwalddickicht zu tragen. Jetzt beschaut man schon den Platz, wo man den Fuß hinstellen will und fühlt, ob er auch halten wird, ehe man sein Gewicht auf den Fuß wirft. Jetzt nehme ich schon den Gehstock an, welchen der liebe Führer bereits zum Anfang anbot. Vorwärts geht es, bis das Blut in den Schläfen des Kopfes ernstlich pumpt und der Schweiß aus allen Poren dringt. Dann wird Halt gemacht, um die Prachtbäume und majestätischen Felsen zu bewundern, oder zu lauschen, wie das Wasser nicht weit entfernt über große Felsen plätschernd in die Tiefe stürzt. Vorwärts geht es wieder, abwechselnd auf harte Felsen, lose Steine, lockeren Kies oder nasse Erde vorsichtig tretend. Dann interessiert uns ein Riesenbaum in der Nähe, und man gibt Namen und erklärt den Wert des Holzes. Dann bewundert man die großartigen Schlingpflanzen, die in phantastischer Weise zwischen den Bäumen hängen, sich wie große Schlangen um den Baum winden, um ihn endlich zu ersticken. Nun beobachtet man zwei Bäume im Kampf ums Leben. Der eine hat einen großen, starken Stamm, doch etwa zwanzig Fuß aufwärts scheint ein kleinerer Baum in ihn hineinzuwachsen, noch etwas höher wickelt sich der kleine um den großen, und man merkt, daß der Riese oberhalb der Schlinge viel dünner ist und zuletzt oben vertrocknet. Der Schmarotzerbaum hat den andern erdrosselt, indem er ihm den Saft aussog. Überaus interessant sind auch die unzähligen Arten von Parasitenpflanzen, welche man überall in den Wäldern findet. Unter diesen merkt man sich speziell die Orchidinia

(Orchids), welche man in New York nur zu $2.50 per Blume kaufen kann, welche hier aber in ungezählten Arten und Farben wild an den Bäumen hängt. Sie wächst wohl auch auf grünen Bäumen, aber mit Vorliebe sitzt sie an der Seite eines erstorbenen Astes, gräbt ihre Wurzeln in das Holz und blüht in wunderbarer Pracht und scheinbar verlorner Herrlichkeit, denn selten wird sie von Menschenaugen gesehen und von Liebhabern bewundert. Beim Bewundern der Schönheiten bin ich von unserm Steigen abgekommen, welches etwa anderthalb Stunden währte und dann in dem schlichten Heim eines Bruders endete, wo man den gut entwickelten Appetit mit einer guten mennonitischen Mahlzeit befriedigte.

Nun kurz etwas über die Reise von Stoltz Plateau bis Buenos Aires, welche sich einteilt wie folgt: Etwa fünfzig Meilen zu Pferd und Wagen bis Hamonia in einem lange Tage; etwa sechzig Meilen auf gemütlicher Eisenbahn fahren und Warten mit eingeschlossen am zweiten Tage; auf Autobus in einem Tage, Warten miteingeschlossen, die Strecke von etwa 120 Meilen bis Florionalopis am nächsten Tage; und nun, wie soll man weiter kommen bis Buenos Aires, Argentinien? Weder Eisenbahn noch Autobusweg sind vorhanden, und das nächste Schiff soll in etwa zwei Wochen abgehen. Hier sitzt man nun, und wollte doch so gerne zum bestimmten Ziele, denn die Zeit bis zur gezwungenen Heimreise ist sowieso schon viel zu kurz, um alles zu beschicken. Das Zufußgehen ist ausgeschlossen, da die Strecke zu lang ist, so wünscht man sich Flügel, wie die Vögel. Und wirklich, der Wunsch wird erfüllt. Es kommt ein großer Vogel mit weit ausgebreiteten Flügeln, ladet mich freundlich auf seinen Rücken, und fast unglaublich, in weniger als acht Stunden haben wir die Strecke von 1100 Meilen hinter uns. Der große, weiße Vogel setzt sich gemütlich aufs Wasser im Hafen von Buenos Aires, und wir steigen gesund und froh aus.

Diese meine erste Flugzeugfahrt war nicht nur interessant, sondern auch wunderbar schön. Eben sind wir mittelst einer Leiter aus dem angefahrenen Motorboot etwa zehn bis zwölf Fuß aufwärts eingestiegen. In der schönen Kabine sind etwa fünfzehn Personen und scheinbar alle Plätze besetzt, doch findet sich auf der hintersten Bank noch Platz für mich neben einem deutschredenden Herrn. Recht angenehm und willkommen, wo sonst alle Spanisch sprechen. Er flüstert mir ins Ohr: „Der Agent hat gerade dem deutschen Piloten des großen „Condor"

Flugzeuges mitgeteilt, daß Sie ein Amerikaner sind, und letzterer hat erwidert „Dann müssen wir sehr gut fahren." Eben saßen wir gemütlich, dann brummte es los und ich merke, wir fahren auf dem Wasser. Eine Minute später, als ich gerade zu meinem neuen Freunde gewandt, etwas frage bezüglich der Fahrt, ruckt es ein wenig und er sagt :„Jetzt sind wir in der Luft." Ich schaue zum Fenster hinaus und merke, daß wir schon zehn Fuß über dem Wasser in der Luft fortbrausen. In ganz kurzer Zeit haben wir eine Höhe von etlichen hundert Fuß erreicht und fahren unserm Ziele zu, scheinbar ganz gemütlich, doch in Wirklichkeit mit einer Geschwindigkeit von wenigstens 150 Meilen pro Stunde, und man merkt kaum, daß man fährt. Unter uns flogen die Gegenstände und hinter uns verschwand in ein paar Minuten die Stadt, während wir ruhig der Küste von Brasilien entlang eilten. Unsere Fahrt führte uns abwechselnd über Wasser, Sumpf und trockenes Land. Der unterschiedlichen Luftströmungen wegen fühlte man jedesmal einen kleinen Ruck bei dem Wechsel des Bodens unter uns. Wunderschön erschienen die kleinen Städtchen, die großen und die kleinen Farmwirtschaften, über welche wir dahin eilten. Häuser, Bäume, Vieh und Menschen sah man deutlich, aber recht sehr klein. Ab und zu merkte man, wie Menschen oder Vieh, nach oben blickend, uns nachschauten, wenn auch im allgemeinen die Welt wenig Notiz von uns zu nehmen schien.

Wir sehen vor uns eine Stadt, und rasch senkt sich das Flugzeug, bis wir uns ganz leise in den Hafen setzen, wie ein großer Vogel in glänzendem Silberschein. Hier steigt man aus zu Mittag, um nach vierzig Minuten wieder weiter zu eilen. Jetzt wendet man sich dem Festlande zu, und bald merke ich, wie die Erdfläche uneben wird, und in kurzer Zeit schweben wir etwa zehnmal so hoch wie vorher, über die Gebirge von Uruguay rasen wir dahin. Jetzt merke ich, wie die meisten der Reisegefährten Watte in den Ohren haben, welche in einem passenden Behälter bei jedem Sitze vorgesehen ist. Ich folge zu meinem Nutzen dem Beispiel. Ebenso beachte ich in einer Tasche an der Lehne des Sitzes vor uns eine Anzahl Papierdüten. Ich lese darauf: „Nach dem Gebrauch nicht hinauswerfen. Auf den Fußboden stellen." Nun merke ich nicht weit entfernt, wie eine Dame das Ding ausnützt, denn ihr etwa dreijähriges Kind hat scheinbar innerliches Unbehagen, welches nur beruhigt wird, nachdem ein beträchtlicher Teil des schönen Mittags seinen Weg in die Düte gefunden hat. Und über den Gang von ihr

sitzt eine Dame, die ungemein bleich aussieht und ihren Kopf unruhig von einer Seite zur andern und hin und her wirft, ein offenbares Zeichen, daß sie sehr unwohl fühlt. Lebhafte Erinnerungen an Gefühle, die ich bei stürmischem Wetter auf hoher See gehabt, genügten mir, ein gutes Verständnis ihrer Gefühle zu haben. Ich sagte mir, obwohl ich selber noch recht wohl fühlte: „Man kann auch luftkrank werden, ebenso wie seekrank."

Gegen Abend führt unser Weg über Montevedio, der Hauptstadt von Uruguay. Von großer Höhe geht es so schnell herunter, daß es schier den Anschein hat, wir werden im Herzen der Stadt landen; doch es geht glücklich an dem hohen Turm vorbei und schwenkt sich ruhig in voller Kontrolle in den bogenartigen Hafen. Hier fahren wir eine ziemliche Strecke, bis wir an der Landungsbrücke sind. Dort halten wir nur eben lange genug, etwas Post und etliche Passagiere abzuladen, und zurück geht es in den Hafen, und bald sind wir hoch in der Luft auf dem Wege nach Buenos Aires, unserm Ziele, wo wir, wie oben angedeutet, mit Finsterwerden glücklich landeten.

## Von Buenos Aires bis Fernheim.

Im vorhergehenden Abschnitt berichteten wir, wie der große, weiße Vogel der deutschen Flugzeuggesellschaft, „Condor" genannt, uns im Hafen von Buenos Aires wohlerhalten absetzte. Vermittelst einer steilen Leiter stiegen wir aus dem Schiffe in ein kleines Motorboot, welches uns in kurzer Zeit ans Land brachte. Dort gab es noch wieder etwas Aufenthalt im Zollamt. Die Sache ging langsam, aber scheinbar glatt vorwärts. Ich stehe gerade und unterhalte mich in angenehmem Deutsch mit dem Kapitän des Flugzeugs und einem höheren Beamten der Lufthansa Berlin, da spricht eine tiefe Männerstimme willkommen in mein Ohr: „Are you Dr. Siebert?" Der große, freundliche Herr, der mich also anredete, war Missionar Swartzentruber von der Mennoniten Mission des Innern Argentiniens. Er war nahe an 300 Meilen gekommen, um mich zu begrüßen, willkommen zu heißen, mir im fremden Lande etwas zurecht zu helfen, und wenn möglich, mich auf einige Tage mitzunehmen zu ihrer Missionsstation. Ich war wirklich dankbar, wie der Herr durch Glaubensbrüder wieder so freund-

lich für mich gesorgt hatte. Bald nachher konnte ich dem himmlischen Vater in meinem schönen Quartier im „City Hotel" danken für seine Güte und für seine Wunder, die er an den Menschenkindern tut.

Am Montag wurden Erkundigungen eingezogen über weitere Transportgelegenheit, denn unser Ziel war ja, so schnell als möglich nach Fernheim in den Chaco in Paraguay zu kommen. Dienstag geht ein Schiff bis Asuncion. Ich sage Herrn Swartzentruber das Mitreisen ab und bestelle mein Billet. Dann hat man schon an die Rückfahrt zu denken, und wirklich, dieses war durchaus nicht zu schnell, obwohl ich ja nur erst auf der Hinreise war. Die Munson S. S. Line, auf welcher ich bis nach Brasilien gekommen war, sagt: „Aller Raum zwei Monate voraus verkauft"; die Delta S. S. Line teilt uns mit, daß alle Schiffe für die erste Hälfte des August voll besetzt seien und noch etliche auf der Warteliste stehen; die Prince S. S. Line sagt: „Alles ausverkauft für das Schiff am 14. August," welches ich notgedrungen nehmen muß, um bis zum September heimzukommen. Es schien schwierig, gerade als würde ich jetzt schon müssen in Süd-Amerika bleiben, oder per Flugzeug fahren, welches sehr teuer kommt. Doch nachdem der Bediente sich über mich und meine Mission erkundigt hatte, versprach er mir einen Platz zu verschaffen, obwohl jetzt alles besetzt schien. Ich zahlte ein Viertel des Preises ein, und hoffe jetzt, daß wenn ich in Buenos Aires ankomme, man mir wird das weitere Geld abnehmen und die bestimmte Kabine feststellen.

Weiter zeigte Herr Swartzentruber an dem Tage mir noch etwas die große Weltstadt von etwa zwei Millionen Einwohnern; auch kaufte ich noch 25 Bibeln zu sehr mäßigen Preisen, um sie in der Fernheim Kolonie zu verteilen; dann besuchten wir noch Herrn Don Carlos Casado, dem früher das Land gehörte, auf welchem jetzt unsere Fernheim Kolonie angelegt ist. Er schien gut informiert und im Wohl der Kolonie interessiert zu sein, sprach sein Urteil aus über die Entwickelung der Kolonie und über seine Einwohner, und bestellte, bei meiner Rückkehr ihm zu berichten, was ich gefunden habe. Des Abends geleitete Rev. Swartzentruber mich bis ans Schiff und verabschiedete sich mit der Bitte, daß ich, wenn möglich, auf der Rückreise ihre Mission besuchen möchte. (Wie es scheint, wird das möglich sein, denn es sind fünf Tage Zeit zwischen Ankunft dieses Flußdampfers und der Abfahrt des großen Ozeandampfers nach New York)

Vier Tage und Nächte waren wir auf der Reise von Buenos Aires bis Asuncion, der Hauptstadt des Landes Paraguay. Oft macht man diese Fahrt in drei Tagen, doch diesmal überfiel uns ein dicker Nebel bald nachdem wir den Hafen verlassen hatten, welcher ein Fahren in der Nacht zu gefährlich macht, zumal der Fluß etwas niedrig steht, daß die ganz engen Straßen im Flußbett kaum tief genug sind für ein so großes Schiff wie das „General Artegas." Am Morgen ging es vorsichtig weiter auf einem Fluß, der fünf bis zehn Meilen breit ist, dann aber viele kleine Inseln und flache Stellen zeigt. Auf beiden Seiten sieht man einen jungen Wald, offenbar auf jüngst aufgeschwemmtem Lande, denn so ein Fluß ändert sein Bett fast mit jedem Hochwasser, welches hier recht oft seine Erscheinung macht. Ereignislos ging es weiter bis gegen Morgen in der zweiten Nacht, etwa um vier Uhr, als man einen tüchtigen Ruck fühlte, nach dem wieder angehalten wurde. Ich versuchte vergeblich, zu schlafen, und mit Tagesanbruch war ich auf, um die Ursache zu wissen, warum unsere Reise wieder unterbrochen wurde, da ich doch so sehr gerne weiter wollte. Nun erfuhr ich, daß das Schiff sich auf einer Sandbank festgefahren hatte. Nach etwa 2½ Stunden ernster Anstrengung gelang es, mittelst Schleppdampfer und anderer Mittel den Riesen wieder ins Schwimmen zu bringen, und unsere Reise konnte fortgesetzt werden. So ging es weiter, zwei lange Tage, in welchen man wenig Veränderung des Flußbettes und Ufers merkte, nur daß das Wetter wärmer wurde und die Landschaft weiter nördlich mehr tropische Pflanzen zeigte. Doch auf einmal zeigte sich großes Interesse in einer gewissen Richtung am Ufer, denn dort sah man ein großes, faules Krokodil, wie es sich auf dem flachen Sandufer sonnte. Bald mehrten sich die unansehnlichen Tiere so, daß man sie in Gruppen von zwanzig oder mehr am Ufer liegen sah. Wiederholt wurde nach den Tieren geschossen, doch das Resultat war gewöhnlich nur „ein Loch in der Naturgeschichte," aber ein unversehrtes Krokodil. Einmal nur merkte ich, wie der Schuß des Kapitäns eins verwundete, das sich dann schnell ins Wasser stürzte.

Am vierten Tage, ganz gegen Abend, erreichen wir das Ziel unserer Reise, Asuncion, wo ich die ersten Fernheimer zu treffen hoffe. Jetzt in kurzen Zügen wieder ein Bild statt einer Erzählung. Die Sonne hat sich im Nordwesten gesenkt, schon macht sich die Dämmerung merkbar. Langsam wird der große Riese an das Ufer gezogen. Am Ufer sind lange Reihen von

Menschen. Jeder erwartet scheinbar jemand. Unsere Sachen sind alle verpackt, der „Mosso“ hat sie schon zum Abladen weggetragen. Schon stellt man sich in Sicht aufs Verdeck, um von den Angehörigen erkannt zu werden. Jetzt kommt die Polizei an Bord, um alles zu untersuchen, und jeder muß wieder ins Schiff, um Pässe und alle Papiere prüfen zu lassen. Wieder bin ich auf dem Deck. Dort sehe ich einen großen, schweren und einen kleineren Mann mit einem Bart forschend nach dem Schiffe schauen. Der Kleinere zeigt mit der Hand und wie ich richtig vermutete, sagt er: „Das dort, der große dicke Mann, der so langsam umhergeht, muß Dr. Hiebert sein.“ Doch hatten sich die Herren am Ufer getäuscht, während ich richtig geraten, daß die beiden Oberschulze Siemens und Herr Heinrichs seien. Ich versuche zu winken, aber sie schauen durchaus nicht nach mir, denn der große, fette Herr fesselt sie zu sehr. Schon ist es halb finster, als endlich das Schiff hält, die Landungsbrücke wird übergeworfen, und die Menschen fangen an abzusteigen. Mit besorgtem Herzen, ob ich wirklich werde einen Bekannten finden in der großen, wühlenden, fremden Menschenmenge, gehe ich vorsichtig über die schmale Brücke, die uns mit dem Festlande verbindet. Am Ende derselben rufen, winken, schreien unzählige Lastträger, die behilflich sein möchten, unsere Koffer ans Land zu bringen, aber doch wohl noch mehr besorgt, ihre Taschen zu füllen. Geradezu bestürmt wird man von diesen Menschen, und ich denke: Wie komme ich durch? als die obenerwähnten Männer sich durch die Menge zu mir drängen und der große, stattliche Herr sagt: „Sind Sie Herr Hiebert?“ Es war Br. Franz Heinrichs, der lange im Dienste der Fernheim Kolonie gestanden, und neben ihm, meine Antwort sofort auffassend, war der freundliche, dienstbereite Oberschulze Jakob Siemens. Bald sind noch ein halbes Dutzend Mennoniten um mich. Ich bin in guten Händen. Alles Gepäck wird mir sorgfältig abgenommen, und ich werde aufs freundlichste begrüßt und durch die Menge zum Zollamt geführt. Jeder Koffer und jedes Bündel muß aufgemacht und geprüft werden, doch geht die Sache glatt ab, und wir dürfen gehen. Umringt von den dienstbereiten, freundlichen Helfern gehen wir eine kurze Strecke zum Hamburgo Hotel, wo man für mich Quartier bestellt hat.

Viel gab es zu ordnen und zu beraten, so daß bis ganz spät in die Nacht hinein mir die Rechnungen der Korporation Paraguay, die früher das Land eignete, vorgelegt und erklärt

wurden. Endlich waren alle weg, und ich durfte zu Bett gehen. Gerne wollte ich schon einschlafen, um am nächsten Tage, Sonntag, recht frisch zu sein, aber meine Nerven müssen doch wohl etwas laut gewesen sein, denn das Geräusch einer Wasserpumpe ganz in der Nähe schien bis gegen Mitternacht beständig zu rufen „Ein Amerikaner! Ein Amerikaner," bis ich vor Müdigkeit aufhörte, mich um den einen Amerikaner zu kümmern, und einschlief.

Der nächste Tag war Sonntag, und wir gingen vormittags in eine lutherische Kirche, wo ein jüngerer Mann, dessen Manieren uns anfangs durchaus nicht ansprachen, dennoch eine recht schöne, herzliche und biblische Predigt hielt. Die Botschaft von Christus tat meinem Herzen wohl. Für vier Uhr nachmittags war Mennoniten-Gottesdienst anberaumt, denn es sind wohl an fünfzig unserer russischen Mennoniten entweder wohnhaft oder auf Besuch in Asunicon, sechs Tagereisen von Fernheim. Eine gute Vertretung hatte sich in einer Missionshalle gesammelt und ich durfte in Paraguay zum erstenmal Zeugnis ablegen von meinem Herrn. Wir erbauten uns mit dem Wort aus 1. Kor. 15, 57—58: „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus." Unsere Herzen wurden in der Nähe des Herrn verbunden und gestärkt. Zum Schluß sang die Versammlung recht kräftig das mir bis dahin unbekannte schöne Lied:

Es schaut bei Nacht und Tage
Dein holdes Bild mich an,
Und legt mir vor die Frage,
Ob ich dich lassen kann.

Der Chor, welcher dem ersten Verse folgte, ging mir durch die Seele und blieb mir Losungswort durch die Arbeit unter den Brüdern im Chaco:

Mein Gott, ich bin entschieden,
Auf ewig dein zu sein,
Ich kann ja ohne Frieden
Und ohne dich nicht sein.

Entschlossen, unserem Herrn auf ewig treu zu sein, gingen wir zum Abendbrot auseinander, und versammelten uns später noch einmal zur Betrachtung des Wortes und zum freundschaftlichen Austausch von Grüßen und Erfahrungen. Es war mir sehr angenehm mit dieser Gruppe, meistens junger Leute, die entweder arbeiten oder zur Schule gehen, diesen gemütlichen Abend verleben zu dürfen.

Der nächste Tag, Montag, wurde ausgenutzt im Planen für die Weiterreise, in Verhandlungen mit verschiedenen Personen, die Interesse an unserer Kolonie haben, mit etwas Ausruhen und dem Schreiben einiger notwendiger Briefe. Dienstag sollte die Thoro, unser Schiffchen, das stromaufwärts ging, uns mitnehmen nach Puerto Casada, von wannen wir dann per Bahn und Pferdewagen nach Fernheim kommen sollten. Gegen Abend bestiegen Oberschulze Siemens, ich und noch etwa fünf oder sechs junge Mennoniten das Schiff. Zum Abschied kamen andere zum Hafen, darunter drei junge Schwestern, die in der Stadt dienen, und brachten Herrn Siemens und mir mit ihren Glückwünschen einen wunderschönen Strauß von lieblich duftenden Rosen. Solcher Beweis der Liebe rührte unser Herz und wird auch in den Augen Gottes nicht übersehen noch vergessen werden.

Nach drei Tagen langsamer Fahrt kamen wir abends gen Casado. Wir stiegen aus und gingen ans Land, um auch da schon wieder andere Mennoniten und Freunde zu treffen. Eine kurze Erfahrung, die uns persönlich nicht anging, dennoch tief ins Herz schnitt, mußten wir hier wahrnehmen. Eine junge Dame, namens L. W., die in einer kleinen Stadt am Flusse als Haushälterin dient, in einer Familie, wo vor kurzer Zeit die Hausmutter im Flusse ertrunken ist, hatte zwei kleine Kinder, ihre Anvertrauten, welche sie auf einige Wochen mitnahm in die Mennonitenkolonie, an ihrer Seite. Schon beim Einsteigen bei Pinasko hatten wir die sauber gekleideten Kleinen beobachtet, dann auf dem Schiffe hatten wir uns mit ihnen etwas befreundet. Wir stehen nun am Landungsplatze, auf unsere Gesellschaft wartend, die das Gepäck nachbringen sollte; da auf einmal merken wir, wie Liese ihre kleinen Pflegekinder hinstellt neben einigem Gepäck und dann zurück eilt, um nach den übrigen Koffern mit all ihren Kleidern, welche sie einem Bekannten anvertraut, zu sehen. Der junge Herr aber hatte nicht gut alles auf einmal tragen können, somit stellte er den größten Koffer mit den besten Sachen neben einen Schiffsbedienten hin, um bald zurück zu kommen und denselben auch ans Land zu bringen. Als er zurück kam, war leider der Koffer weg; man sagte ihm, ein Soldat habe denselben mitgenommen. Nach dieser Entdeckung kommt unsere Liese zurück an den Landungsplatz, steht und ringt ihre Hände in Verzweiflung: „Mein Koffer mit allen meinen und der Kinder besten Kleidern ist fort. Was soll ich aber machen?“ Hilflos

standen wir da. Am liebsten wäre ich selber gelaufen, um zu helfen, doch ohne Sprachkenntnis und fremd war ich eben auch hilflos in der Menschenmenge und mußte zusehen, wie in fremden Ländern Männer können ganz ruhig stehen oder ihres Weges gehen, während Damen mit kleinen Kindern in Verzweiflung stehen und um Hilfe flehen. Endlich fand sich ein junger Herr, der sich der Dame annahm. Sie wurde mit ihren Kleinen ins Quartier gebracht, und man stellte durch die Polizei Untersuchung an, welche sich in solchen Sachen nur schwerfällig bewegt. Doch berichtete die junge Dame am nächsten Morgen zu unser aller Freude, daß eben Nachricht gekommen sei, daß man den Koffer in dem Hause eines Offiziers gefunden habe, vermeintlich von den Bedienten aus Versehen mitgenommen.

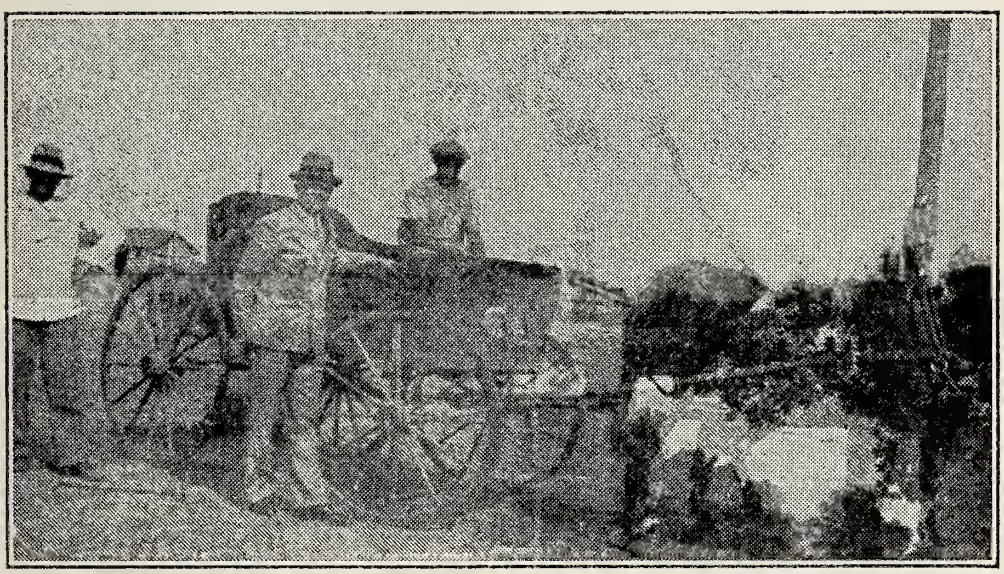
Diese erste Nacht im Chaco, und zwar im Gasthause in Puerto Casado, war auch recht interessant. Zuerst war ich selber ziemlich unwohl von wegen des Wassers und der ungewohnten Speise auf dem paraguayischen Schiffe, dann war der Empfang beim Gasthaus wie folgt: Angekommen, kümmerte sich zuerst niemand um uns, bis wir uns ernstlich meldeten und darauf bestanden, ein Zimmer zu haben. Nebenbei gesagt, es waren die meisten der Zimmer leer, weshalb offenbar keine andere Entschuldigung war als nur Unlust und Trägheit. Nach einer Weile kam man und zeigte uns ein Zimmer, in welchem zwei alte Stühle und zwei Betten mit Matratzen, aber keine Decken noch Wäsche waren. Nach wiederholtem Anfragen und Bitten kommt ein etwa fünfzehnjähriger Junge und wirft die Wäsche aufs Bett und geht davon. Ich warte, man soll das Bett machen, aber vergeblich; so wende ich mich an einen Bekannten mit der Frage, ob das Bett nicht bald könnte gemacht werden, denn ich fühle recht unwohl. Er geht um zu sehen, und findet die Leute recht verdrießlich, daß sie sollen kommen und das Bett machen, das kann doch jeder selber. Da nun aber ein Gast aus so großer Entfernung da ist, kommt der Junge und wirft das Bett zurecht. Dieses ist ein Bild von der schwachen Bedienung, die aber noch erträglich war. Doch als man ins Badezimmer kam, schauderte man vor der Unreinlichkeit. Nun, ich muß aufhören, sonst reflektiere ich zuletzt noch zu negativ auf die Zustände unter den Eingeborenen im Innern des südamerikanischen Kontinents. Wer nur in den Vereinigten Staaten und Canada reist, weiß noch gar nicht, was Reisen bedeutet.

Die Zeit ist nun gekommen, daß wir den großen Paraguay Fluß verlassen und auf einem schmalen Bahngeleise etwas über

hundert Meilen landeinwärts fahren. Durch die Freundlichkeit des Herrn Casado wird uns ein „Autovira“ (Schienenauto) zur Verfügung gestellt, und bald fahren wir los, in solcher Eile auf dem schmalen Geleise hin und her schleudernd, daß man unwillkürlich an den Ausdruck eines Freundes bei Gelegenheit einer etwas gefährlichen Fahrt erinnert wurde: „Für solches Fahren habe ich nicht genügend Lebensversicherung!“ Vorwärts ging es durch echten Chaco-Wald und durch Dickicht. Bäume und Gesträuch ist sehr viel, doch durchweg nur klein im Vergleich zu dem, was ich in Brasilien gesehen hatte. Obwohl es mitten im Winter ist, so sind die meisten Bäume und Sträucher belaubt, wenn auch ab und zu etwas spärlich. Bei der Schnelligkeit der Fahrt kann man ja die Bäume nicht gut betrachten, doch fiel mir sehr bald die Form eines eigenartigen Baumes auf. Derselbe war unten nur mittelmäßig dick, dann erweiterte er sich aber zu enormer Größe, um dann etwa 15 bis 20 Fuß höher, wo die Zweige sich verbreiteten, wieder plötzlich dünner zu werden. Man nennt ihn den Flaschenbaum, der, wie das Kamel im Buckel, seine Nahrung für lange Zeit in dem enormen Bauch aufbewahrt. Man sagt, daß der Baum zwei Jahre im trockenen Chaco abgehackt liegen kann, und wenn man ihn dann in die Erde steckt, schlägt er Wurzeln und wächst, so bald die Regenzeit einsetzt. Das Innere des großen Bauches ist holzähnlich, enthält aber so viele Nahrungsstoffe, daß das Vieh dasselbe gerne frißt; auch soll es guten Dünger für das Land geben, wo man Gemüse pflanzen will.

Doch wir haben nur wenig Zeit, um Betrachtungen anzustellen, denn vorwärts geht es dem Ziele zu, wo wir schon sehr gerne hin wollen, denn der nächste Tag ist ein großer Sonntag, den wir unter den Geschwistern in der Kolonie zu verleben hofften. Nachdem ich noch eigenartige Vögel beobachtet, wie sie schreien und umherfliegen, und große Schwärme von Papageien, dann einen Puma (südamerikanischer Löwe), der vor uns auf dem Geleise steht und uns prüfend beobachtet, doch ehe wir ihm zu nahe kommen, zur Seite springt und im Dickicht verschwindet, nähern wir uns der Endstation. Hier angekommen, finden wir keinen „Depot,“ nur einige temporäre Gebäude, wo man Baumwolle und andere Ware unterbringt, bis der Zug kommt, um dieselbe abzuholen. Alles, alles sehr primitiv. Doch innerlich fühle ich froh und kümmere mich wenig um die primitiven Verhältnisse, denn ich bin ja jetzt beinahe am Ziele meiner langen Reise. So dachte ich, doch liegt

noch ein ziemlicher Knoten zwischen uns und Fernheim. Wir steigen aus, andere sind bereit einzusteigen. Unter letzteren ist ein Zahnarzt, der etliche Wochen in der Kolonie gearbeitet hat. Er spricht gut Deutsch, und als ich ihm vorgestellt werde, sagt er: „Sie sind bis jetzt im Paradies gewesen. Der Schwerpunkt Ihrer ganzen Reise liegt noch vor Ihnen." Solches konnte ich mir kaum erklären, waren wir doch bei der Endstation angekommen. Es blieb leider noch manches zu erfahren übrig, bevor wir die Kanzel in Fernheim betreten konnten.



Dieses Fuhrwerk brachte uns durch den tiefen Wald von der Endstation bis nach Philadelphia, eine Fahrt, die von Samstag mittag bis Sonntag morgen währte, und uns in Zeit absetzte, um an dem Segen des Erntedankfestes in Lichtfelde, Fernheim, teilzunehmen.

Die erste Enttäuschung lautete dahin, daß das Lastauto der Fernheim Colonia nicht ins Gehen gebracht werden konnte, weil verschiedene Ersatzteile nicht an Hand waren. Wir müssen also mit dem Pferdewagen die noch bleibenden 105 Kilometer, etwa 70 Meilen, fahren, welches bei den Wegen etwa 20 bis 25 Stunden bedeutet. Doch es ist jetzt gerade Mittag am Samstag, und Sonntag ist Erntedankfest in der Kolonie. Wenn man die Nacht hindurch fährt, ist es vielleicht noch möglich hinzukommen. Doch wir sollten noch einmal getäuscht werden, denn dem lieben Fuhrmann waren die „Mulos" (Maultiere) entlaufen. Zu Fuß war er fünf Meilen nachgelaufen, bevor er sie fand. Dann ließen sich die Tiere noch ungerne fangen, und zuletzt, als er schnell zurückeilen will, lassen die Tiere sich

nicht reiten, werfen den Mann ab, und er muß die fünf Meilen noch wieder zu Fuß laufen. Ganz ermüdet kommt er etwa ein Uhr mit den „Mulos“ an. Sofort werden sie eingespannt, und als wir aufsteigen, sagt der müde Fuhrmann: „Die Tiere haben mich laufen gemacht, jetzt sollen sie aber auch laufen.“ Auf einem leichten Farmwagen ging es jetzt landeinwärts, tiefer in das Chaco Gebiet. Anfangs sind ja viele Fragen, ob es dort in Fernheim auch aussieht wie hier; ob der Wald, das Gras usw., dort anders sind, und dergleichen mehr. Der gut befahrene, aber schlecht bearbeitete Weg schlängelt sich durch den Wald und über kleinere und größere Kampen, die dazwischen liegen. Recht interessant und durchaus nicht übel für eine kürzere Zeit und Strecke. Nach etwa vier Stunden fährt man an bei einer „Ranchita“ (in Amerika: Rancher's House), um die „Mulos“ zu tränken und etwas zu füttern, dann geht es wieder weiter. Bald sinkt die Sonne, der liebliche Vollmond schaut freundlich auf uns herab, die angenehme kühle Abendluft umweht uns, und wir sind noch recht mutig und froh. Bald gesellt sich ein zweiter Mennonit, der zu reiten dieselbe Strecke reiste, zu uns auf den Wagen, und unter munterem Gespräch geht die Zeit schnell und die „Mulos“ langsam. Wir sprechen über Verhältnisse im Chaco; man fragt, wie Amerika ist, usw. Dann verweilen wir uns mit angenehmem Gespräch über unsere Erfahrungen im geistlichen Leben; bald stimmt einer oder der andere ein christliches Lied an und wir singen nach Herzenslust, daß es durch den Wald schallt, welches Indianern und wilden Tieren recht fremd gewesen sein mag, doch uns war es ein Herzensgenuß, daß wir in neugefundener Gesellschaft in der Wildnis des Chaco durften den Namen des Herrn loben und besingen.

Etwa um zehn Uhr abends waren wir in Lindenau, dem ersten Dorf der Menno Colonia (kanadische Mennoniten). Hier fuhren wir auf bei einem gewissen Herrn Peter Fehr und fanden sehr freundliche Bewirtung für Menschen und Vieh. Nach etwa 1½ Stunden Rast spannte man wieder ein und weiter ging es. Bis hier war ich noch recht getrost gewesen, obwohl ich wegen Unwohlsein in der vorigen Nacht wenig geschlafen hatte, doch als man mir jetzt mitteilte, daß wir noch eine gute Hälfte des Weges vor uns hätten, der womöglich noch schwerer sei als die erste Hälfte, wollte mir doch beinahe der Mut sinken, und ich seufzte im Innern: „Herr, mache mich stark, daß ich nicht nur die Nacht aushalte, sondern auch am

nächsten Morgen den erwarteten Dienst leisten kann." Langsam, durch tiefen Sand schreiten die „Mulos," wohl ab und zu durch Wort und Peitsche des barmherzigen Fuhrmanns angemuntert, lassen sie sich doch nicht aus der Ruhe stören, und beides macht wenig Eindruck, um das gewöhnliche Tempo zu ändern. Nun sind wir etwas aus dem Sand, aber Staub und tiefe Löcher durch die vielen Fuhren Baumwolle der Kolonien ausgestoßen, so daß der Wagen immer hin und her schlägt. Man ist genötigt, sich immer zu halten, damit man nicht vom Sitz fällt. Dieses hat ja nun auch noch seinen Wert, indem die Beschäftigung die Langeweile vertreibt; doch ist unser Gesang schon ziemlich verstummt, ebenso werden die Unterhaltungen schon recht eintönig. Nur noch ab und zu einige Bemerkungen über die Tiere, den Fortschritt, den wir machen, wann wir wohl können in der Kolonie ankommen, ob noch in Zeit zur Andacht, usw.

Mitternacht liegt schon etliche Stunden hinter uns; der freundliche Mond ist untergegangen, im Walde rings umher lagert sich eine schwere Dunkelheit. Wieder hat der Weg tiefen Sand. Die „Mulos" müssen tüchtig ziehen. Da zu unserer Täuschung und zur Besorgnis des Fuhrmanns läßt das willigste Tier nach, und will nicht mehr laufen. Sogar Peitschenhiebe, die leicht aufgelegt werden, und ermunternde Worte helfen nur sehr wenig, das müde Tier anzuspornen. Schon spricht man von Umspannen im ersten Fernheim Dorf, das jetzt nicht mehr weit entfernt ist, da machen wir Halt, geben den „Mulos" Wasser, und siehe, Kraft und Mut kehren wieder etwas zurück, und wir fahren weiter. Man sagt, nur noch sieben Meilen bis Philadelphia! Jetzt graut der Tag schon im Nordosten, die Vögel fangen an im Walde zu singen, und die Hähne krähen in den Dörfern. Unser Ziel ist nicht mehr fern. Jetzt sehen wir Philadelphia, und um halb sieben fahren wir bei Prediger Gerhard Isaak an, und wir sind in Fernheim, froh und dankbar, obwohl etwas erschöpft und großartig mit Staub bedeckt.

## Mein erster Tag in der Kolonie Fernheim.

In Brasilien hatte man mir erzählt, und ich hatte in den Zeitungen gelesen: „Es herrscht Hungersnot unter den Deutschen im Paraguayischen Chaco," und hier wird man begrüßt mit den Worten: „Wir haben heute auf zwei Plätzen Ernte-

dankfest, und man erwartet dich." Vormittags im Dorf Kleefeld und nachmittags in Schönbrunn, und dazwischen liegen zehn Meilen von löchrigem Weg, Sand und Wolken von Staub, welche mit langsamem Gespann gekreuzt werden müssen. Die Aufregung des Moments vertreibt vorläufig die Müdigkeit; man wäscht und badet sich, legt reine Kleider an, und ißt ein wenig Frühstück, darauf besteigt man einen andern Wagen, um zum Gotteshause zu fahren durch Staub und Sand. Dort angekommen, merke ich einen großen Anbau am Gotteshause, der schon angefüllt ist mit einer wartenden Menschenmenge, die entweder hungrig ist, das Wort Gottes zu hören, oder neugierig, den Gast von weit her zu sehen. Hoffentlich beides.

Nun werde ich von den Predigern durch die Menge bis zur Kanzel geführt. Wiewohl man schon nicht ganz unerfahren in solchen Situationen ist, so war ich mir diesmal doch sehr bewußt, daß aller Augen auf mich gerichtet waren. Auch wußte ich Gottes Auge auf mir ruhend, und ich wurde mir der großen Verantwortlichkeit meiner Botschaft lebhaft bewußt. Ebenso gedachte ich meiner körperlichen Müdigkeit nach zwei fast schlaflosen Nächten und Fahrens. Ich seufzte zum Herrn um Stärke. Auch waren die Brüder recht besorgt um mich und sagten: „Wir geben dir eine Stunde Zeit oder mehr, würdest du nun vorziehen, zuerst zu sprechen, oder sollte vielleicht ein anderer Bruder zuerst reden, während du dich ein wenig sammelst?" Ich zog letzteres vor. doch während zwei Chöre abwechselnd schöne Lieder sangen und Br. H. B. Friesen von Lichtfelde eine herzliche Einleitung machte, hatte ich schon furchtbar zu kämpfen, meine Augen offen zu halten, und vor einer großen Versammlung auf der Kanzel zu nicken mit geschlossenen Augen, war doch eine gar zu große Demütigung. So reute es mich schon, daß ich nicht gewählt hatte, zuerst zu sprechen, als Br. G. Isaak sich zu mir wandte mit der Frage, ob ich doch vielleicht die erste Ansprache halten wolle. Ich entschloß mich sogleich, und während der Chor noch wieder ein schönes Lied brachte, war ich so weit wach, daß ich mit klarem Bewußtsein die Versammlung anreden konnte.

Vor mir sah ich zum erstenmal die große Schar, die das Elend in Moskau oder in Sibirien und China durchgemacht hatte, so kam es mir fast automatisch, daß ich die Versammlung begrüßte mit Offb. 7, wo es heißt: „Diese sind die, die gekommen sind aus großer Trübsal," usw. Der Herr segnete, wir

fühlten seine Nähe, und wurden durch sein Wort erbaut. Nach meiner Begrüßung hielt Lehrer Abr. Harder die Erntedankpredigt in ernster und herzlicher Weise. Währenddessen wurde ich mir mehr und mehr der vielen ausgestellten Ernteexemplare bewußt, als da sind große Kränze von weißer Baumwolle, Schüsseln mit schönen weißen Bohnen, Bündel von Kaffirkorn, Bataten, Mandioka, Orangen, Bananen, Kürbisse, Wassermelonen, und noch andere Früchte. Wahrlich dankbar fühlte ich mit den Lieben, daß der Herr dieses Jahr hatte reichlich für Brot gesorgt. Man sagte mir später, daß man von keiner Familie in der Kolonie wisse, wo es gegenwärtig an Brot mangele, damit ist aber nicht gesagt, daß keine Armut mehr da sei.

Der Vormittagsgottesdienst schloß, und ich durfte mit einer schönen Gruppe von Amtsbrüdern an einem wohlgedeckten Tisch zu Mittag speisen. Als das Essen fertig war, stand auch schon ein Wagen mit neuem Gespann fertig, der uns (Br. Isaak begleitete mich) etwa zehn Meilen weiter zu dem zweiten Erntedankfest bringen sollte. Als wir ankamen, war man noch nicht ganz mit dem Mittag fertig. Also eine willkommene Pause. Liebe trieb wohlbedachte Brüder, mich zu fragen, ob ich vielleicht möchte ein wenig ausruhen über Mittag. Solches nahm ich gerne an, und man führte mich über die Straße zum Heim des Lehrer Klassen. Daselbst habe ich dann etwa eine Stunde wunderschön süß geschlafen, und als ich erwachte, fühlte ich erfrischt und stark genug, wieder an die Arbeit zu gehen. Als ich zum Gotteshause kam, hatte man schon mit der Andacht begonnen, und ein junger Lehrer Epp hat eine sachlich deutliche Erntedankpredigt gehalten, an welcher ich mich erbauen konnte. Dann sang ein Gemeindechor unter der Leitung von Herrn Thielman ein sehr schönes Lied, und ich dachte daran, wie hier vor ganz kurzem nur die wilden Indianer und Tiere geherrscht hatten, jetzt so herrliche Lieder zum Preise unseres Gottes emporklangen. Auf speziellen Wunsch der Brüder wiederholte ich die Ansprache des Vormittags mit einigen kleinen Veränderungen, zu einer sehr aufmerksamen Zuhörerschaft, die mir scheinbar jedes Wort von den Lippen abnahm. Vor Abend fühlte ich mich schon so heimisch unter den Geschwistern, daß ich Fernheim schon aussprach mit der Betonung auf der letzten Silbe, so daß es jetzt Fernh e i m war. Was so eine erste Versammlung unter solchen Verhältnissen ist, und was für Gefühle dabei im Herzen aufwallen, kann sich keiner denken, der nicht Ähnliches erfahren hat. Meine Tränen flos-

sen während der Ansprache mit den Tränen der Lieben, die so sehr Schweres durchgemacht hatten, und nun froh waren, ein Heim und ihr täglich Brot zu haben. Dieses, sowohl als das am Vormittag, war ein aufrichtiges Erntedankfest. Der Herr hatte am Tage so wunderbar geholfen, daß ich ohne Zögern am Abend eine dritte Versammlung bedienen durfte im Dorfe Friedensruh. Nach wiederholter sehr freundlicher Bewirtung durfte ich zur Ruhe gehen und dem Herrn danken, daß das, was mir morgens unmöglich schien, doch durch des Herrn besondere Hilfe möglich gewesen war. Der erste Sonntag im Chaco war nicht leicht, aber doch segensreich, und mein Herz war beglückt über die Güte des Herrn und dankbar für das Vorrecht, daß ich hier die Botschaft von der Liebe des Herrn verkündigen durfte.

## Anspruchsvolle Segenstage in Fernheim.

„Wie eure Tage, so soll auch eure Kraft sein," ging buchstäblich in Erfüllung während meines Weilens unter den Brüdern in Fernheim, Gran Chaco, Paraguay. Sehr viele Ansprüche und sehr viel zu tun, dagegen ein schwacher und sehr beschränkter Mensch: solch wenig versprechendes Bild gestaltete ein mächtiger Gott in seiner großen Güte und Barmherzigkeit zu seiner Ehre und zur Stärkung und Befestigung seiner Kinder (wie ich demütig annehme) und zum Trost meines eigenen Herzens. Gelobt sei sein Name!

Im vorhergehenden Abschnitt haben wir schon den ersten Segenstag in Fernheim etwas vorgeführt, und wiewohl nicht an einem jeden Tage zwei Feste stattfanden, so bot doch jeder Tag Gelegenheit zum Dienst in einem Maße, das den ganzen Menschen in Anspruch nahm. Weil die Zeit meines Weilens so sehr kurz war, stellte ich mich den Brüdern zu Anfang ganz zur Verfügung, ohne Rücksicht auf persönliche Müdigkeit, denn ich vertraute dem Herrn, mir die nötige Kraft zu geben, jede Stunde der Zeit dem Dienste zu widmen. Demzufolge wurde mir das Programm von den Brüdern in der Leitung dann auch ausgearbeitet und vorgelegt. Und es ging über Erwarten gut. In allem mußte ich immer wieder wahrnehmen, wie der Herr die Gebete in Nord-Amerika erhörend beachtete, und als Antwort in Süd-Amerika Segen spendete, nicht nach unserm Verdienst, sondern nach dem Reichtum seiner Gnade in

der Herrlichkeit. Nun wollen wir, so weit der Herr Gnade schenkt, den geneigten Lesern einen kleinen Einblick in die Arbeit gewähren, mittelst einigen einfachen Wortbildern.

1. Die freundlich herzliche Erwiderung der Fernheimer zu dem Besuch aus weiter Ferne. Weil man eure gespendete Hilfe und Unterstützung aus den vergangenen Tagen der großen Bedrängnis so aufrichtig hoch schätzte, behandelte man euren Vertreter mit solcher Achtung, Liebe und Zuvorkommenheit, daß ich, tief gedemütigt, oft nicht wußte, wie den Dank und die Würde, welche für euch auf meine Person gehäuft wurde, zu tragen, wenn auch nur bis zu der Stunde, wo ich Gelegenheit finden würde, alles an euch, ihr lieben Spender

Eine Gruppe von interessierten Fernheimern umringt den Gast aus weiter Ferne, um so viel als möglich von Nord-Amerika zu erfahren, und um nach Freunden und Bekannten zu fragen. — über Mittag auf dem Hofe der Kirche bei Gelegenheit des Erntedankfestes in Fernheim, Süd-Amerika.

von Liebesgaben, weiter zu leiten und zu übertragen. Fast in allen Versammlungen, wohl mehr als ein Dutzend mal, hat man mit Aufstehen einen warmen Dank kundgetan und damit auch zugleich die herzlichsten Grüße an euch bestellt; dazu kamen dann noch die persönlichen Grüße und die wiederholte Betonung, wie man die Hilfe der Brüder in Nord-Amerika und

Europa geschätzt habe. Ich durfte tatsächlich erfahren, daß der Vater im Himmel vielfach gepriesen worden war, dadurch, daß in fernen Landen Gotteskinder hatten ihr Licht in einer Weise leuchten lassen, daß die Menschen ihre guten Werke gesehen haben. Beides, die Würde, die mir zu schwer und ungewohnt war zu tragen, und den Dank, der den Spendern der Liebesgaben zukommt, übermittele ich mit diesen Zeilen in den Worten: „Dank, dem der Dank gehört; Ehre, dem die Ehre gebührt; und Würde, dem die Würde bestimmt ist zu tragen." Und dadurch fühle ich bedeutend entlastet.

2. Verschiedene Betätigungen in der Fernheim Kolonie. (a) Die Übermittelung von persönlichen Grüßen und Liebesgaben war ja stets ein Hochgenuß, und wiederholt habe ich mir gesagt: „Geben ist wirklich seliger denn Nehmen." Dabei gab es unzählige Fragen nach Freunden und Verwandten, die ich nach Möglichkeit zu beantworten versuchte. Nur zu oft war mein Wissen zu sehr beschränkt und in andern Fällen die Frage zu unbestimmt. Denn was sollte man sagen, wenn gefragt wurde: „Kennst du meinen Onkel? Er heißt Jakob Klassen und wohnt in Nord-Amerika, ob in Canada oder in den Vereinigten Staaten, weiß ich nicht?" Oder: „Kennst du meine Tante Helena? Ihr Mann hieß Johann Wiens. Sie zogen schon viele Jahre zurück nach Amerika, und werden wohl schon gestorben sein, aber vielleicht kennst du ihre Kinder." Nach solchen und ähnlichen Fragen schaute man mich dann manchmal so herzlich traurig an, daß mir das Herz wehe tat zu antworten: „Vielleicht, vielleicht auch nicht, denn es gibt in Amerika viele Jakob Klassen und Peter Wiensen auch." Oft waren die Fragen ja auch viel bestimmter, so daß ich zu meiner und ihrer Freude imstande war, den gewünschten Aufschluß zu geben. Auch versprach ich dann nach Möglichkeit die Grüße abzugeben; aber leider, leider werden wohl sehr viele durch mein leckiges Gedächtnis verloren gehen, bevor ich Gelegenheit finde, die Bestellung zu entrichten. Dennoch muß ich sagen, daß mir diese persönlichen Berührungen mit dem Leben der lieben Fernheimer, die sich wohl hundertmal wiederholt haben mögen, stets ein Genuß und eine Freude waren, so daß ich darüber öfters Zeit und Müdigkeit vergaß.

(b) Anhören von Mitteilungen der schweren Erfahrungen und von Gottes großem Erbarmen in Rußland, auf der Flucht, in Moskau, und in den Prüfungsjahren hier im tropischen Chaco.

Man erzählt aus Rußland von Verdächtigungen, Verrat, Flucht, Verfolgung, Gefangennahme, körperlichen und seelischen Foltern, Verbannung und furchtbaren Entbehrungen, dann aber auch von einer wunderbaren Errettung und Befreiung, während andere elendiglich umkamen. Unbeschreiblich furchtbar, eine Flucht über den Amur Fluß bei 42 Grad Kälte, wie ein ganzes Dorf auf siebzig Schlitten nachts unbehelligt über die Grenze kam, um dort aufgehalten zu werden, so nah der Grenze, daß man hinübersehen konnte. Oft holte die G. P. U. Flüchtlinge zurück von über der Grenze, aber in diesem Falle, obwohl man eine ganze Woche in der Grenzstadt lebte, blieb man unbehelligt von den unbarmherzigen Häschern. Ein Kapitel von Leiden und furchtbaren Kämpfen, welches alles einschließt, was im Leben vorkommt, sogar Sterben und Geborenwerden, repräsentiert die Reise über die gefrorenen Wildnisse Nord-Chinas bis Harbin, wo noch wieder eine schwere Prüfungszeit der Armen wartete. Im Rückblick aber sagt man: „Der Herr hat wunderbar geholfen. Gelobt sei sein Name!"

Die Schreckenstage in Moskau, voll banger Erwartungen und oft bitteren Enttäuschungen, spotten aller Beschreibung. Einer sagt: „Ich wurde von Moskau zurückgeschickt, machte aber gleich Kehrt, und als ich wieder in Moskau ankam, war mein Ausreisepaß fertig." Andere berichten, wie man gezittert, wenn nachts ein Automobil heranbrauste, denn gewöhnlich nahm das diesen oder jenen mit, um ihn ins Gefängnis, in die alte Heimat, in die Verbannung, oder in den Tod zu führen. Szenen, die das Bild einer gewaltsamen Fortführung von Kranken, Halbgekleideten, in dunkler Nacht bei eisiger Kälte zuerst aufs Automobil und später auf ungeheizten Güterwagen nach Sibirien oder in andere Gegenden Rußlands. Nicht selten wurden dabei Familien auseinander gerissen und unbarmherzig in weit getrennten Gegenden abgeladen. Solches alles sehen wir über unsere Freunde und Geschwister ausführen, und wir, die wir doch nicht besser waren, kamen glücklich aus Rußland und dürfen jetzt ungestört hier unseres Glaubens leben, entflohen aus den Krallen der herzlosen G. P. U. Ein Bruder sagt: „Würden die Wälder dort um Moskau unsere Gebete, ja unser Schreien zu Gott gehört haben und berichten . . . !" Ich antwortete: „Nicht nur die Wälder, sondern Gott im Himmel hörte und antwortete durch die Nationen der Welt, welche Moskau zwangen, euch loszugeben."

Nicht weniger ergreifend waren die Berichte von den ersten Anfängen im Chaco: der Eindruck des undurchdringlichen Gebüsches, das harte Bittergras, das salzige Wasser, ja der Mangel an Wasser usch. Reihen von Durstigen stehen und warten auf Gelegenheit, etwas Trinkwasser aus dem einen Brunnen zu schöpfen, doch es reicht nicht aus. Nachts, ohne zu schlafen, laufen die verantwortlichen Personen umher in banger Besorgnis um Wasser, andere ringen im Gebet mit Gott, bis endlich die erste Notdurft gestillt ist. Dann die Freude, als man zum erstenmal mit der Familie unter eigenem Dache wohnen durfte, wenn es auch nur ein Zelt war. Dann kam mancher Ausdruck des innigsten Dankgefühls für das eigene Heim, das man jetzt hat, für das schöne Vieh, und für die gute Ernte in diesem Jahre, welche genügt, die Mehlschuld der vergangenen Jahre zu decken und auch noch ausreicht für Brot und Kleidung im kommenden Jahre, usw. In dieser Weise durfte man zum Teil miterleben, was gelitten, gesorgt, gearbeitet und gebetet worden war, und ebenso sich mitfreuen über die Aussicht einer möglichen Existenz für die Zukunft.

(c) Besuche in den Heimen der Gesunden und der Kranken, der Alten und der Jungen wurden so viele gemacht, als die Zeit erlaubte. Überall war Gelegenheit aufzunehmen und mitzutragen an den persönlichen Lasten und Sorgen; auch wurde man oft angesprochen um Hilfe bei der Lösung verschiedener Probleme. Doch darf ich zur Ehre Gottes und zur Anerkennung der Fernheimer sagen, daß ich weit mehr Dankbarkeit Gott und Menschen gegenüber gefunden, als Klagen und Sorgen. Meistens schaute man dankbar in die Vergangenheit und hoffnungsvoll in die Zukunft. Solches traf sogar zu in einem Heim, wo ein altes Mütterchen, an den Füßen gelähmt, allein den halben Tag auf ihrem Bette sitzend zugebracht, während die andern Familienglieder ausgegangen waren, den Lebensunterhalt zu bestellen.

(d) Viel Aufmerksamkeit schenkt man der Kindererziehung durch die Schulen. In diesem Punkt schien volle Einigkeit zu herrschen. Von den ersten Tagen der Siedlung an, ja sogar ehe man Häuser gebaut, wurde Schule gehalten. Ein Lehrer erzählt, wie man das Dickicht weggeräumt und unter einem schattigen Baum Unterricht erteilt habe. Für Sitze und Tische sorgte jeder Vater, indem er Klötze von passender Höhe für sein Kind herbeischaffte. Unter solchen Verhältnissen, wo die Vögel, das Wild und der Wind freien Zutritt hatten, zu stören,

war es ohne Zweifel nicht immer leicht, die volle Aufmerksamkeit des Schülers zu halten. Heute sind die Schulhäuser unter Umständen schon recht nett eingerichtet, in kurzen Worten wie folgt gekennzeichnet: Die Wände von rohen Ziegeln, das Dach von Bittergras, nach oben schaut man gewöhnlich noch ohne Bodendecke bis ins Dach, unten ist gewöhnlich harter Lehmboden, Bänke und Tische sind mit eigener Hand aus dem Holz des Waldes hergestellt; für genügend Ventilation ist gesorgt, zumal die Fenster nur Draht haben und keine Scheiben. Doch ist alles schön sauber und die Wände sind von außen wie von innen schön weiß gekalkt.

Oberschulze Siemens, die Fernheim Lehrer, und ein Gast aus den Vereinigten Staaten. — Aufgenommen bei Gelegenheit einer Lehrerkonferenz in der Fernheim Kolonie, Paraguay, Süd-Amerika.

In dem Schulhause aber herrscht rühriges und frohes Leben, denn Kinder sind unter allen Verhältnissen ohne Sorgen und guten Muts, so lange sie satt und beschäftigt sind. Beides trifft jetzt im Chaco zu. Für Schulbücher ist auch gesorgt, nur mangelt es an Wandkarten, Wandtafeln und an einer geeigneten Bibliothek. Solche Schulen hat man in allen Dörfern, wenn auch mit etwas Unterschied. Selbige dienen dann auch für Gottesdienste und andere Dorfsversammlungen. In Philadelphia hat man zu diesem noch eine Zentralschule mit drei bis vier Lehrern, wo man mit dem Unterricht drei Jahre weiter

über den sechsjährigen Kursus der Dorfschule hinausgeht. Der Unterricht steht durchweg pädagogisch höher, als man das in einem so abgelegenen Winkel erwarten würde. Als wertvolles Mittel, den Schulunterricht zu heben, stehen die monatlichen Lehrerversammlungen, wo man die verschiedenen Schulprobleme bespricht, anleitende Vorträge hält, und auch Probelektionen vorführt, welche dann von allen Lehrern frei und offen besprochen werden. Der Tag, den ich auf der Lehrerkonferenz zubrachte, war mir nicht nur sehr interessant, sondern auch wertvoll durch die Besprechungen und die durchaus gut

Fernheim Mennoniten-Brüder Prediger, 1937. — Abgenommen auf der Predigerkonferenz der Mennoniten-Brüdergemeinde Fernheim, Süd-Amerika. Man beachte auch die Schule, welche zugleich als Kirche dient.

geführte Probelektion. Durch ihren Fleiß, Mut, Fortschrittssinn und ihre Methodik setzen die Fernheimer Lehrer ein nachahmungswertes Beispiel. Gott segne die Schulen im Chaco!

(e) Wortverkündigung und Seelenpflege ist bei den Fernheimern hoch angeschrieben. In jedem Dorfe hält man sonntäglich Gottesdienste ab, wozu die geräumigen Schulhäuser sich sehr gut eignen. In den achtzehn Dörfern beteiligen sich etwas mehr als dreißig Brüder an der Wortverkündigung. Und obwohl man sich überall, so weit wie ich erfahren, gemeinsam erbaut, so teilt sich doch die Kolonie in drei Kirchenrichtungen, als da sind die Kirchlichen etwa zwei Fünftel und die Brüderge-

meinde und Freie Gemeinde zusammen etwa die andern drei Fünftel. Die meisten der Arbeiter sind biedere, gottesfürchtige Laienbrüder, doch hat man auch etliche etwas mehr theologisch gebildete Kräfte. Unter den Kirchlichen hat Prediger Teichrew die allgemeine Aufsicht; in der Brüdergemeinde, Prediger Gerhard Isaak, und in der Freien Gemeinde, Prediger Peter Wiebe. Alle drei sind fromme Männer, denen das geistliche Wohl der Gemeinden wirklich Herzenssache ist. In zwei speziellen Zusammenkünften hatte ich Gelegenheit etwas näher mit den Arbeitern bekannt zu werden. Erstens war es mir vergönnt, einer Predigerversammlung der Brüdergemeinde beizuwohnen. Unter der Leitung von Br. Isaak wurde die Besprechung sachlich und brüderlich geführt. Gerne hätte ich meistens gelauscht, wie sie selber ihre Probleme beleuchteten, doch da man gerne wissen wollte, wie die Brüdergemeinde von Nord-Amerika arbeitet, folgte ich ihrem Wunsche und ließ mich examinieren über Organisation, Verfassung, Gemeindeordnung, und dann auch über die Gemeinunternehmungen der Konferenz, als da sind: Äußere Mission, Publikation, Schule und Erziehung, Hilfswerk, öffentliche Angelegenheiten, usw. Man zeigte warmes Interesse und bestellte Grüße an die Brüdergemeinde in Nord-Amerika, und sprach den Wunsch der Brüdergemeinde von Paraguay aus, näher mit ihren Glaubensgenossen in Nord-Amerika in Verbindung und Gemeinschaft zu treten. — Zweitens tagte eine Sitzung der allgemeinen Predigerversammlung unter der Leitung von Prediger Peter Wiebe, Vorsitzender des Komitees für kirchliche Angelegenheiten, bekannt als K. F. K. Gut besucht von warm interessierten Brüdern. Hier wurde mir die Aufgabe, eine ermunternde Ansprache an sie zu richten über das Thema: „Würde und Bürde des Predigers." Unsere Herzen wurden durch Gottes Wort und Geist erwärmt, und schmolzen in Liebe zusammen. In der freien Besprechung kamen Bekenntnisse über eigene Schwächen und Zeugnisse von Gottes Treue und Güte. Diese gaben mir einen guten Einblick in die Arbeiten und Kämpfe der Brüder, und ich gewann sie desto lieber. Zusammen hatten wir dann noch eine Stunde vereint im Gebet vor unserm himmlischen Vater, dessen Nähe fühlbar war. Nach dieser so herzlichen Gebetstunde besprach man noch brüderlich verschiedene Punkte in der geistlichen Pflege der Bürger der Kolonie und Glieder der Gemeinden. Diese lieben Predigerbrüder leisten dem Reiche Gottes und den Gemeinden sehr wertvolle Dienste, während sie so

gut wie die andern Bürger für den Unterhalt ihrer Familien sorgen müssen, denn sie erhalten, wie so oft in mennonitischen Kreisen, für ihre Dienste keine materielle Unterstützung. Die Tragweite dieser Tatsache wird einem nur annähernd klar, wenn man die große Armut in den Anfangspionierjahren in Rechnung zieht.

(f) Geschickt von der Konferenz der Brüdergemeinde zum Trost und zur Stärkung der Brüder in Süd-Amerika, galt ja die Wortverkündigung als das wirksamste Mittel, und dazu bot mir das von den Brüdern ausgearbeitete Programm reichlich Gelegenheit. Wohl sechsmal war es möglich, größeren Gruppen zu dienen. Zu diesen zählen drei Predigten auf Erntedankfesten, eine Ansprache über die Siedlungsfrage vor den Bürgern der ganzen Kolonie, eine Botschaft an die reichlich versammelte und sehr aufmerksame Jugend der Kolonie, und dann das Abschiedsfest in Philadelphia über den Text „Ihr seid das Licht der Welt." Neben diesen kamen die Ansprachen in den Dorfsversammlungen, deren man öfters zwei täglich hatte, um alle Dörfer in der kurzen Zeit zu bedienen, die Vorträge an die Prediger, an die Lehrer, an die Schule, und eine kurze Wortbetrachtung im trauten engeren Kreise mit den Arbeitern auf der Indianermission.

(g) Die Bemühungen in Verbindung mit der Siedlungsfrage haben wir in einem Spezialartikel etwas beleuchtet, stehen deshalb hier von weiteren Betrachtungen ab, insofern es die Abwanderer betrifft; möchten aber dennoch einige Mitteilungen machen über die Fernheim Kolonie selbst auf Grund dessen, was ich persönlich gesehen, gehört und erlebt habe.

Die Fernheim Kolonie umfaßt achtzehn Dörfer mit einer Gesamteinwohnerzahl von 2131, wie vom ersten Juni 1937. In der folgenden Tabelle, die mir der Schreiber des Kolonieamts einhändigte, hat man einen Überblick über die Bevölkerung mit Zunahme und Abnahme vor Augen, und sollte zum besseren Verständnis dienen.

**GEBURTEN UND STERBEFAELLE VON BEGINN DER ANSIEDLUNG**
**bis zum 1. Januar 1937**

GEBOREN:

| 1930 | | 1931 | | 1932 | | 1933 | | 1934 | | 1935 | | 1936 | | 1930 bis | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| M | W | M | W | M | W | M | W | M | W | M | W | M | W | M | W |
| 8 | 12 | 24 | 19 | 38 | 41 | 53 | 37 | 50 | 50 | 55 | 48 | 63 | 60 | 291 | 267 |
| 20 | | 43 | | 79 | | 90 | | 100 | | 103 | | 123 | | 558 | |

GESTORBEN:

| 1930 | 1931 | 1932 | 1933 | 1934 | 1935 | 1936 | 1930 bis |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 36 52 | 9 5 | 6 5 | 20 11 | 18 12 | 6 8 | 13 8 | 108 101 |
| 88 | 14 | 11 | 31 | 30 | 14 | 21 | 209 |

Im ersten Halbjahr 1937

| | |
|---|---|
| Eingewandert in der ganzen Zeit | 2058 |
| Weggezogen | 316 |
| Geboren | 606 |
| Gestorben | 217 |
| Zum 1. Januar 1937 geblieben | 2131 |

Kolonie-Amt Fernheim, H. Pauls.

**Eheschlieszungen der ersten sieben Jahre:**

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 7 | 22 | 31 | 26 | 22 | 23 | 20 | — | Total 151 |

Zu beachten ist, neben andern interessanten Tatsachen, wie die Geburten in jedem, außer im ersten Jahre, die Sterbefälle bedeutend überstiegen. Die große Sterblichkeit im ersten Jahre kam als Folge einer Typhusepidemie, wahrscheinlich von der Reise mitgebracht, welche sehr viele Opfer forderte, besonders wohl weil längere Zeit kein Arzt in der Kolonie war. Die Regierung schickte dann zeitweilig einen Militärarzt, dessen Bemühungen die Krankheit bald unter Kontrolle brachte. Nach jener Zeit sind die Sterbefälle recht niedrig und vergleichen sich vorteilhaft mit Zahlen aus unsern nordamerikanischen Ansiedlungen. Wenn man dabei noch bedenkt, daß in dieser Zeit kein ständiger Arzt in der Kolonie gewesen, so verliert ein negatives Urteil über Zuträglichkeit des Chaco Klimas alle Bedeutung. Wohl ist die Hitze zuweilen drückend, und die Sandstürme in den Wintermonaten sind unangenehm, doch habe ich gemerkt, daß das Thermometer in Reedley, California, und im mittleren Kansas gerade so hoch steigt, und was man in Paraguay furchtbare Sandstürme nennt, bleibt weit hinter dem zurück, was wir in der westlichen Hälfte von Oklahoma, Kansas, Nebraska und Süd-Dakota gesehen. — Wie in vielen andern neuen Ansiedlungen, hat sich auch hier ein Obstmangel recht fühlbar gemacht, doch wenn man die schönen Orangenbäume, von denen die ältesten schon tragen, besieht; die großen Büsche von Bananenstauden in den Niederungen; die Mandarin- und Zitronenbäume, schon tragende Feigenbäume, Mamon Obstbäume mit Frucht und Blüten beladen sieht, dann sind genügend Beweise, daß es möglich ist, hier Obst zu ziehen. Gemüse zu züchten ist etwas schwer, doch gibt es viele und große Wassermelonen und Kürbisse, dazu von sehr guter Qualität,

ebenso zieht man gute Bohnen und Erdnüsse (Peanuts); in der Menno Colonia sah man noch verschiedenes Gemüse, usw.

Früchte, die dem Fernheimer die nötige Bareinnahme zum Unterhalt der Familie einbringen können, sind in der Hauptsache Baumwolle, Kaffir, Bohnen und Erdnüsse (Peanuts). Folgende Tabelle gibt einen Überblick von dem Anbau dieser Früchte nach den Jahren seit 1930—1931 bis Januar 1937.

AUSSAATFLAECHE IN DEN DOERFERN DER KOLONIE FERNHEIM

Kulturen:

| | 1930-3931 | 1932 | 1933 | 1934 | 1935 | 1936 | 1937 Total |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Baumwolle | 31 | 9 | 28 | 369 | 640 | 998 | 1200—3277 |
| Kafir und Rotw. | 30 | 91 | 255 | 516 | 411 | 461 | 529—2293 |
| Bohnen | 10 | 28 | 39 | 117 | 52 | 62 | 85— 383 |
| Nuesse | 15 | 39 | 283 | 218 | 206 | 243 | 219—1223 |
| Total | 86 | 167 | 605 | 1210 | 1309 | 1764 | 2035—7176 |

Von mehr Bedeutung wäre die Tabelle, wenn man zugleich den jährlichen Ertrag beigeschrieben hätte, doch das habe ich übersehen, sonst hätte man das wahrscheinlich auch einschließen können. Im großen ganzen kann man vielleicht die Sachlage doch etwas mehr verständlich machen durch folgende Bemerkung: In den ersten Jahren war der Ertrag gering, weil man zu wenig hatte anpflanzen können; im vierten Jahre, 1933—1934, kam die erste Ernte von genügender Bedeutung, da die Aussaat größer und der Ertrag sehr gut war; in den folgenden zwei Jahren war die Ernte der Dürre und Heuschrecken wegen nur gering; in diesem letzten Jahre gab es ebenfalls einen furchtbaren Kampf mit den Heuschrecken, die trotz allem Abwehren dennoch einen großen Teil der Ernte verschlangen, doch der Herr redete, und die Heuschrecken verschwanden. Was geblieben war, gedieh recht gut, und die Baumwolle, die zuletzt gepflanzt wurde, auch da, wo die Tiere wiederholt alles abgefressen, brachte am Ende noch die meiste und die beste Ernte. Die Baumwollernte, die im Frühjahr begann, war anfangs August, als ich Fernheim verließ, noch nicht beendet, und hat weit über alle Erwartungen gebracht. Solches sieht man überall als eine besondere Führung Gottes an und preist den Herrn, wiewohl man den Ertrag nicht in allen Fällen in gleicher Weise verwertet.

Nach meinen Beobachtungen und Forschungen schließend, beurteile ich Fernheim als ein Asyl unseres Volkes, wohin Gott sie in seiner Gnade und Weisheit gebracht hat. Es ist aber des-

Karawanen wie diese brachten die unerwartet große Baumwollernte der Fernheim Mennoniten zur Bahnstation. Die Ernte wird wohl Millionen Kilo bedeutend übersteigen.

Temporär eine bevorzugte Stellung einnehmend auf einer Fuhre Baumwolle, von einem Gespann Ochsen gezogen, auf dem Wege zur Endstation, 145 Kilometer.

halb kein irdisches Paradies. Es ist auch nicht, natürlich gesprochen, das meist begehrenswerte Land der Welt, mit seinen heißen Winden und Sandstürmen in der dürren Winterszeit, seinem manchmal unzulänglichen Niederschlag, der oft wiederholten Heuschreckenplage, neben anderm schädlichen Ungeziefer, und seiner Abgelegenheit vom Markte. Es ist aber dennoch erwiesen durch die Erfahrungen der letzten sechs Jahre, daß es möglich ist, hier den Lebensunterhalt zu verschaffen und durch Fleiß und Treue sogar im Irdischen vorwärts zu kommen, um mit den Jahren etwas für schwere Zeiten zurücklegen zu können. Weiter bietet die Abgeschlossenheit von der Bevölkerung des Landes volle Freiheit in der Selbstverwaltung, in den Schulen, und in den Gottesdiensten; und dazu besteht hier die Möglichkeit, das Privilegium der Wehrfreiheit auszunützen, was in einer wohl besiedelten Gegend, des natürlichen Neides und Abgunstes des Landesvolkes wegen nicht praktisch ausführbar sein würde. Und zuletzt, um die Ansiedlung wohnen recht viele, scheinbar harmlose, von der modernen Zivilisation noch unberührte Indianerstämme, denen das Evangelium gesagt und vorgelebt werden sollte. Schier bin ich geneigt zu glauben, daß der Herr seine gläubigen Anbeter hierher gebracht, damit sie die seltene Gelegenheit ausnützen sollten, im besonderen Sinne als Missionsvolk hier ein Licht der Welt zu sein.

(h) Von großem Interesse war mir der letzte Samstag in Fernheim, wo wir zum erstenmal wirklich Zeit zur Verfügung stand, die verschiedenen Koloniesunternehmungen persönlich in Augenschein zu nehmen. Sehr viel wäre darüber zu sagen, doch berühre ich sie nur gerade genügend, um den geneigten Lesern einen kleinen Einblick zu gewähren.

Das Kolonieamt mit dem Oberschulzen an der Spitze, benutzt den oberen Stock in einem geräumigen Hause in Philadelphia, während im ersten Stock ein größerer Raum, passend, für alle Koloniesversammlung, eingerichtet ist. Die Verwaltung des Amtes ist sachlich, energisch, anspruchslos und doch restlos bestrebt, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln das Interesse der Kolonie zu fördern. Eine Selbstverwaltung der gesellschaftlichen und bürgerlichen Angelegenheiten, die mir in ihrer erfolgreichen Wirksamkeit sehr gefiel.

Die Kooperative, der geschäftliche Zweig der Koloniesverwaltung, bekundet nicht nur fachmännische Tüchtigkeit im Verkaufen der von der Kolonie produzierten Früchte und des vorteilhaften Ankaufs im Großhandel von den Bedürfnissen

der Bürger, sondern hat auch großzügig und gesellschaftlich richtig gehandelt in der Versorgung der ärmeren Bürger in den schweren Jahren, durch den sorgfältig und vorsichtig gewährten notwendigen Kredit für den Unterhalt der Bevölkerung. Dennoch habe ich gemerkt, wie diese fürsorgliche Verwaltung von einigen Bürgern als zu vormundartig und Freiheit beschränkend kritisiert wurde.

In der Zentralschule durfte ich einen Vormittag verweilen und die Tätigkeit aller Lehrer etwas in Augenschein nehmen. Nach meinem Urteil erfüllt diese Anstalt unter Umständen erfolgreich einen sehr wichtigen und notwendigen Dienst zur sittlichen, geistigen und geistlichen Erhaltung und Fortpflanzung der höchsten Güter einer christlichen Gesellschaft. Die Zentralschule zusammen mit den Dorfschulen sind und bleiben unentbehrlich. Die Unterstützung und die Wertung derselben von seiten der Bürger in den vergangenen Jahren ist des Lobes wert, und ihre weitere Pflege und Entwickelung bietet wohl die vorteilhafteste Anlage von Arbeit und Geld in dem Bereich der Bürger von Fernheim.

Das Krankenhaus, ein meistens durch auswärtige Mittel und freie Arbeit errichtetes Gebäude, ist für die Verhältnisse zweckentsprechend. Es bedarf aber bedeutender Verbesserung, um den Kranken das Notwendige zu bieten. Jetzt ist das Haus des Geldmangels wegen geschlossen, obwohl es schon für die Kolonie, ebenso auch für verwundete und kranke Soldaten zur Zeit des Chaco Krieges, sehr beachtenswerte Dienste geleistet hat. Dem Krankenhaus fehlt Geld, doch noch mehr die wahre Seele der Anstalt in der Person eines tüchtigen, christlichen Arztes. Jetzt, nachdem etwas Geld von auswärts für diesen Zweck eingekommen und die Kolonie durch die diesjährige gute Ernte finanziell gestärkt worden ist, betet und sucht die Kolonieverwaltung nach einem passenden Arzte. Mir erscheint die Lage als eine dem Herrn wohlgefällige und den Menschen werte Gelegenheit, an den Leidenden einen wahren Missionsdienst zu tun. Sollte jemand einen Ruf zu solchem Dienst fühlen und Neigung haben, die Stelle in Erwägung zu ziehen, dem würde ich persönlich gerne weiteren Aufschluß geben.

Die Entkernungsanlage war voll beschäftigt, den Samen für das nächste Jahr aus der besten Baumwolle herauszubringen, und auch große, schwere Ballen der schneeweißen Wolle für den Ozeantransport fest genug zusammen zu pressen. Bis jetzt hat man den meisten Samen mitverkauft, weil man für

rohe Wolle einen etwas besseren Preis erhielt, doch kommt man schon mehr zu der Einsicht, daß durch den Abtransport des Samens ein für die Kolonie sehr wertvolles und notwendiges Produkt verloren geht, zumal guter Gebrauch und Absatz für das Öl und den Ölkuchen existieren.

Weil man nur eine Kraftanlage hat, so mußte die Schneidemühle stehen, wenn die Entkernungsmaschine arbeitet. Zu andern Zeiten bereitet diese das Bauholz für die Fernheim- sowie für die Menno Kolonie.

(i) Einen großen Teil der Zeit nahm das Reisen in Anspruch. Wiewohl man alles Mögliche tat, mir den Selbsttransport so leicht als möglich zu machen, so war doch manches bedeutend anders, als wir das in unserm lieben Nordamerika gewohnt sind. In der Kolonie fährt man noch recht viel mit einem Gespann großer, langhorniger Ochsen, doch für mich sorgte man immer mit einem Pferde- oder Eselgespann auf einem Farmwagen. Ein gepolsterter Sitz von einer alten Kutsche wurde für mich von Wagen zu Wagen getragen. Was an den Fuhrwerken zu wünschen übrig blieb, das wurde durch die mir stets entgegengebrachte Liebe ersetzt. Löchrichte Wege, großartig viel Staub, und leicht wehende Winde verursachten recht oft stundenlanges Hin- und Herstoßen mit einer graulichen Wolke umhüllt. Und wie langte man dann am Ziele der Reise an? Die Kleider hatten öfters wohl eine etwas andere Farbe angenommen, aber die Gesundheit, die nötige Kraft, und der frohe Mut haben mich bei all den hunderten von Meilen, die ich so gefahren, durch Gottes Gnade nie im Stiche gelassen. Eigentlich hat es mir gut gegangen, und ist mir nie schwer gefallen, denn vor jenen vierzig Jahren fuhr man ja in manchen Teilen Nord-Amerikas ebenso. Mir bleiben von diesem Fahren doch nur angenehme Erinnerungen von der brüderlichen Gemeinschaft, die auf der Reise gepflegt werden konnte. Wenn der Herr wollte, wäre ich nicht abgeneigt, die Erfahrungen zu wiederholen.

## Fernheim Colonia und die Indianer.

Wohl elf verschiedene Indianerstämme sind als Bewohner des Chaco bekannt, doch sind es die Lengua Indianer, die bei dieser Skizze in Betracht kommen, weil sie gerade in und um der Mennonitenkolonie ansässig sind. Unsere Absicht ist nicht,

eine wissenschaftliche Abhandlung zu schreiben, sondern nur zu berichten, was uns zu Ohren und vor Augen gekommen ist in den Tagen unseres Weilens im Chaco.

Das Indianerleben ist durchaus primitiv. Es zeigt fast keine Spur von Berührung mit der Zivilisation des weißen Mannes. Die Indianer säen nicht, auch ernten sie nicht, auch zieht man nicht eigenes Vieh, sondern lebt ohne Sorgen, und doch nicht ganz, wie wir hernach sehen werden. Es wäre vielleicht richtiger, zu sagen, sie sorgen nicht im Voraus für ihren Unterhalt durch Fleiß, Sparsamkeit und Überlegung, es sind aber Spuren gerade von dem Sorgen, wogegen der Herr warnt. Sie wohnen in kleineren und größeren Gruppen im Walde oder in einer kleinen Lichtung gerade neben dem Walde. Von ihrem Häuserbau ist wenig zu berichten, denn die Häuser bestehen gewöhnlich nur in etwas Schutz von oben vor Regen und Unwetter. In dem Lager, welches ich persönlich besuchen durfte, hatte man nur etwas Schilf über ein Gebüsch gedeckt. Auf den Seiten hing es wohl etwas herunter, aber kaum mit der Absicht, eine Wand zu repräsentieren. Solcher waren etwa ein halbes Dutzend oder mehr, vielleicht genügend, um allen Mitgliedern dieser Gruppe einen Unterschlupf zu bieten. Unter und neben diesen Bauten lagerten meistens Frauen und Kinder, während gerade vor dem größten Bau eine Gruppe von etwa zehn oder fünfzehn Mann versammelt waren und in eifrigem Gespräch sich befanden, als wir hinkamen. Neben ihnen stand ein Blechkessel, wohl von den Weißen erobert, in welchem das Abendessen, ein Reh, siedete.

Unser Führer, Herr Klassen von Waldesruh, meldete unsere Ankunft an durch Händeklatschen und Rufen. Bald erschienen der Häuptling und etliche Männer, um zu sehen, was der Ruf bedeute. Als man ihnen mitteilte, daß ein Patron aus weiter Ferne gerne ihre Lebensweise ansehen möchte, schien doch bedeutend Aufregung im Lager zu herrschen, dennoch wurden wir freundlich aufgenommen und vorgestellt. Ich durfte jetzt die braunen, muskulösen Körper, die nur die spärlichsten Kleider tragen, in der Nähe sehen. Die machten auf mich den Eindruck, daß sie eigentlich ein gesunder, starker Menschenschlag sind. Jetzt wurde mir der Häuptling, den sie „Nasika“ nennen, vorgestellt. Ein freundlicher, junger, brauner Mann mit starkem, doch nicht großem Körperbau, etwas mehr Kleidung zeigend als die meisten, dazu hatte er sein Gesicht

mit mehr farbigen Strichen bemalt. Freund Klassen fragte nach seinem Kinde. Anfangs tat er, als wolle er dasselbe lieber nicht zeigen, aber als Folge weiteren Zuredens holte er das kleine, dickwangige, braune Mädel hervor und schien nicht wenig stolz darauf zu sein, als wir „bueno, bueno" (schön, schön) sagten. Nun erschien auch die Mutter des Kindes, um zu sehen, was wohl mit dem Liebling geschehen würde, sie blieb aber dennoch immer etliche Meter hinter ihrem Gatten zurück. Allgemein sah man wenig Kinder. Die Erklärung darüber lasse ich in Prediger Giesbrechts Worten folgen: „Unsere Lenguas haben gewöhnlich nur ein Kind, selten zwei, mehr als das fast nie. Worin liegt die Ursache des Einkindersystems? Grauen mag uns erfüllen im Aussprechen der Tatsache, doch es ist nicht anders, als daß sie die Neugebornen sofort töten. Dieses geschieht auf die grausamste Weise, indem man nach der Geburt den kleinen Mund voll Sand schüttet, oder dem Leben des Kindes durch Schlagen mit einem Stock den Garaus macht. Nicht geschieht dieses, weil sie die Kinder nicht lieben, oder sie als Opfer den Geistern darbrächten, sondern, wie sie sagen, aus Mangel an Nahrung und Kleidung." Wenn unsere Mennoniten sich dagegen äußern, wird erwidert: „Ja, die Mennonitas haben viel Brot, dann können sie auch viele Kinder haben. Indianer haben wenig Brot und können nur wenige Kinder haben."

Der Indianer Gesellschaftsleben beschränkt sich auf Gruppen zwischen 25 und 50, welche unter einem „Nasika" stehen und in einer Gruppe oder in einem Dorf wohnen. Ich habe nicht gelernt, wie sie ihren „Nasika" bestimmen, aber merkwürdig leisten sie ihm Gehorsam. Wenn ein Indianer sich nicht gut beträgt, dann darf man nur den „Nasika" davon in Kenntnis setzen und der Schuldige wird bestraft. Im großen ganzen betragen sich diese Leute wie Kinder, einfältig und ungefährlich, wenigstens ist solches bis jetzt noch der Fall gewesen. Die Weißen werden nicht belästigt mit Gewalttaten, auch ist sehr wenig Diebstahl zu merken. Einer der Brüder, der mit den Verhältnissen in Rußland noch gut bekannt war, trat eines Abends bei Gelegenheit einer großen Versammlung zu mir und sagte „Unser Dorf ist heute abend ganz leer. Die Türen haben wir nicht verschlossen, und doch sind wir ganz ruhig." Wahrlich ein lautes Zeugnis für die Sicherheit, in welcher die in Rußland so schwer verfolgten Mennoniten jetzt im Chaco leben können!

Das Verhältnis zu den „Mennonitas“ von seiten der Indianer ist meistens von Anfang an ein zutrauliches gewesen. Man sieht den Mennoniten als „Patroten,“ „Herr“ an und respektiert und fürchtet ihn. Über einen Punkt stimmen alle Indianer überein, nämlich: „Das Mennoniten-Brot schmeckt sehr gut.“ Gerne und oft kommen sie und bitten um Brot, wie ich bald nach meiner Ankunft im Hause der Geschwister Isaak beobachten durfte. Wir saßen am Mittagstisch. Von meinem Platze aus konnte ich zur Tür schauen, die nur durch einen Vorhang verschlossen war. Dort merkte ich braune Gestalten. Erst erschien ein Mann, dann eine Frau, und dann ein Kind von etwa zehn Jahren. Schwester Isaak hatte ihren Rücken der Tür zugekehrt und merkte die Besucher nicht, so sage ich zu ihr: „Ihr habt draußen Besuch.“ Doch sie kannte die Leutchen wohl und kehrte sich nicht sogleich zur Tür. Wieder schaut der Braune herein, und diesmal ruft er leise: „Mammi.“ Sie antwortet noch nicht gleich, dann tönt es etwas lauter: „Mammi, Mammi! Brot!“ Nun wendet sich Schwester Isaak um, und etwa folgendes Gespräch findet statt: „Mammi, Brot, Yo!“ „Wellst du dann uck Holt hacke?“ Nach etwas Zaudern: „Ne, Dank schön, sage.“ Schwester Isaak: „Wann du nich wellst Holt hacke gew eck di uck nich Brot.“ So ging das Gespräch eine Zeitlang fort, denn die Indianer arbeiten nicht gerne und nehmen lieber ihr Brot für ein Dankeschön. Jetzt war Schwester Isaak schon aufgestanden und hinausgetreten, wo man weiter unterhandelte. Als ich satt war, folgte ich, und nahm teil an der plattdeutschen Unterhaltung, die sich im Munde des Indianers doch recht schön anhörte. Ich sage zu ihm: „Kaunst du Holt hacke?“ Er erwidert: „Yo!“ Ich sage: „Dann well eck mol seene auf du kaunst!“ Nun hatte er bald die Axt in der Hand, um mir zu zeigen, indessen setzte sich seine Familie, ruhig wartend, bis das Brot als Lohn der Arbeit würde ausgeteilt werden.

Holz hacken lernen die Leute recht schnell, beinahe so gut wie die Sprache der Mennoniten. Auffällig war mir, daß sie mit Vorliebe Plattdeutsch sprechen, und sich weigern, in ihrer Sprache zu den Mennoniten zu reden. Es gibt den Eindruck, als möchten sie gerne die Sprache des Ausländers erlernen, ohne daß derselbe ihre Sprache lernt. In diesem Jahre, wo die Baumwolle gut gedieh, hat man schon gelernt, die Lenguas mit Erfolg als Baumwollpflücker zu gebrauchen. Sie sind wohl als Kinder nicht beständige Arbeiter, so zahlt man ihnen

meistens nach dem Gewicht der Baumwolle, die sie einbringen. Mit solchem Sporn arbeiten manche unter Anleitung recht gut und fleißig.

Diese Lenguas um und unter den Mennoniten bieten ein großes Missionsfeld. Wenn man könnte in der Woche das Evangelium leben und es am Sonntag und bei Gelegenheit lehren, dann dürfte das Feld auch bald recht sehr ergiebig sein. Es hat der Herr den Geschwistern diese Sache auch schon aufs Herz gelegt, und anerkennenswerte Anfänge sind in dieser Richtung gemacht worden. Darüber berichte ich kurz wie folgt: Es hat sich ein Missionsverein unter den Fernheimern gebildet, mit der Absicht, den Braunen das Evangelium ans Herz zu legen. Auch hat man schon, etwa 25 Meilen entfernt, eine Missionsstation angefangen. Diese zu besuchen, war mein Vorrecht, und ich möchte darüber hier kurz mitteilen. Dienstag morgen früh, in Begleitung von Prediger Giesbrecht, der auf der Station zu wirken gedenkt, fuhr Br. Franz Wiens uns durch einen neuen Weg, welchen man schon im Interesse der Mission nahe an 25 Meilen durch den Wald geschlagen hatte. Von der Fahrt, die höchst interessant war, werden wir hier nicht berichten, nur daß wir wohlerhalten etwa um halb zwölf Uhr mittags auf der Station ankamen. Dort war man gerade beschäftigt mit dem Errichten eines Wohnhauses für Geschwister Giesbrecht. Man war beim Decken des Hauses, welches fünf Personen beschäftigte. Unten schnitten zwei Indianer das Schilf zurecht, einer tauchte es in den zubereiteten Lehm, und der vierte überreichte es Br. Ratzlaff, der oben das Schilf-Lehmdach aufbaute. Sogleich als man unser ansichtig wurde, sprang man von der Arbeit und machte Anstalt, uns zu empfangen, doch da ich gerne eine Aufnahme von den Arbeitenden machen wollte, so ersuchte ich jeden, wieder die gewaschenen Hände in den Lehm zu tauchen und rüstig vorwärts zu arbeiten. Freundlich erfüllte man meinen Wunsch.

Nun wurden wir aufs freundlichste aufgenommen von den Arbeitern auf der Station, als da sind Geschwister Ratzlaff, welche sich mit Br. Unger besonders bemühen, die Indianer auch zu lehren, wie man seinem eigenen Hause soll vorstehen, fleißig arbeiten und Sorge tragen, wie man die eigene Familie mit Brot versorgen kann. Wie Br. Unger der Br. Ratzlaff draußen hilft, so ist Schwester Wiens, eine Tochter von Prediger Isaak, der Schwester Ratzlaff zur Hilfe gegeben. Diesen

werden sich Geschwister Giesbrecht in Kürze anschließen mit dem Auftrag, für das geistliche Wohl der Indianer zu arbeiten. Bald nahmen wir uns Zeit die Bauten, deren schon vier stehen, zu besichtigen. Alle nur klein und einfach, doch praktisch für ihren Zweck. Weiter lauschten wir, als uns der Plan des Missionshofes vorgeführt wurde. Man richtet sich in der Arbeitsweise, so weit es praktisch anwendbar ist, nach einer englischen Mission, etwa 200 Meilen südöstlich, unter einem anderen Zweig der Lenguas. Das ganze Unternehmen machte einen guten Eindruck auf uns. Sehr freute ich mich darüber, daß Leute, die selber kaum ihr Brot hatten, dennoch tatkräftig Missionssinn zeigten. Möge der Herr auch dieses unterstützungswerte Werk zu seiner Ehre und zur Rettung der Lenguas segnen! Nachdem wir gemeinsam gespeist und zusammen eine kurze Andacht gehalten hatten, fuhren wir zurück in die Fernheim Kolonie.

## Die Siedlungsfrage.

Die Siedlungsfrage ist so alt wie die Fernheim Kolonie, eigentlich älter, denn sie war ja die brennende Frage, ehe man Deutschland verließ. Die erste Frage war nicht: Wo will man hin?, sondern: Wo kann man hin? Durchweg war der Wunsch vorherrschend, man möchte am liebsten nach Canada, wo so viele der Verwandten und Bekannten in den Jahren vorher eine neue Heimat gefunden; doch Beschränkungen an der Zahl der Zugelassenen, und Einschränkungen durch sehr strenge Gesundheitsprüfungen erlaubten nur wenigen, diesen ersten Wunsch zur Ausführung zu bringen. Dann mußte entschieden werden, ob man Brasilien oder Paraguay wählen würde. Auch hier waren noch Einschränkungen mitbestimmend, immerhin blieb zwischen diesen zweien doch schon bei manchen eine freie Wahl, zwischen wohlbewässertem Busch- und Waldland auf der einen Seite, und mehr ebenem, mehr trockenem und weniger bewaldetem Steppenland. Wir haben es nun in dieser Abhandlung zu tun mit solchen, die nach Paraguay zogen, einerlei ob notgedrungen oder aus freier Wahl.

Das trockene, zum Teil mit Bittergras und zum Teil mit dornigem Tropenbusch bewachsene Land in seinem wenig versprechenden Kleide, weit abgelegen von Bahn und Zivilisation, bot wohl für die meisten eine bittere Enttäuschung, und dieses

durchaus nicht ohne Ursache. Bald zeigten sich zwei ziemlich deutlich begrenzte Gruppen in der Kolonie. Der eine Teil, welcher Gottes Hand in der ganzen Sache erkannte und daher glaubte, daß Gott ihnen dieses Land als Asyl angewiesen und sie auf wunderbare Weise mit mächtiger Hand aus dem Lande der Roten in dieses Land geführt hatte. Die nun die Sache von diesem Standpunkte ansahen, konnten sich bald fassen und fingen an, mutig und ruhig vorwärts zu arbeiten in der Überzeugung, daß der Gott, der sie hergeführt, auch Mittel und Wege haben werde, sie hier zu erhalten. Dagegen war eine zweite Gruppe, welche vielleicht weniger auf die Führung Gottes und auf die ihnen hier gewährten Vorrechte blickte. Diese konnten sich von vornherein schwer in die Verhältnisse schicken. Aus dieser Gruppe, wahrscheinlich aus der andern ab und zu einige mitziehend, haben sich von den ersten Tagen der Ansiedlung an hören lassen, daß sie nach einer andern Gegend abwandern möchten.

Unter den offenbar gewordenen Motiven zur Abwanderung wären die folgenden zu nennen: Man möchte in eine Gegend ziehen, wo es mehr regnet, und wo als Folge mehr Obst und mehr Gartengemüse zu ziehen ist; eine Gegend, wo das Klima mit weniger Wind und Hitze mehr angenehm; ein Land, das näher der Bahn und näher einer Großstadt; auch würde man lieber Weizenbau treiben, wie im alten Heimatlande, usw. Dann als die dürren Heuschreckenjahre kamen, zweifelte mancher an einer anständigen Existenzmöglichkeit in dem tropischen Chaco. Dies letzte Argument ist durch die ergiebige Ernte in diesem Jahre so ziemlich verstummt, wenigstens hat man sich nicht also zu mir geäußert. Ein Geist der Unruhe, ein Widerwille gegen allzu strenge und beschränkende Ordnungsverfassungen in der Kolonie, ja gegen die bestehende zentralisierte Autorität hat sich am lautesten als Abwanderungsmotiv geäußert. Solches ist wohl der Geist, der sich in der ganzen Welt in diesen Tagen kundgibt, und am grellsten und schärfsten in dem russischen Kommunismus Ausdruck gefunden hat. Im Blick auf einige wirkliche oder vermeintliche materiellen Vorteile übersieht man manche der höheren geistigen und geistlichen Werte und Vorteile, die allein durch ein Zusammenhalten der Kolonie gefördert oder bewahrt bleiben können, als da sind: Erziehung, die Unterhaltung eines Arztes in der Kolonie, der geistliche Bau durch die Gemeinden, die Absonderung von den sozialen Einflüssen des niedriger stehenden Volkes im

Lande, und das von der Regierung so freundlich gewährte Vorrecht der Selbstverwaltung und der Freiheit von allem Militärdienst, welches nur für den Chaco gilt.

Eine größere Abwanderung hat sich bis jetzt wohl nur durch die gegenseitige Verantwortlichkeit für die Reise- und Verpflegungsschuld abhalten lassen. Da nun aber von verantwortlicher Stelle zugegeben wurde, daß eine Lösung dieser gegenseitigen Verpflichtungen aus verschiedenen Gründen an der Zeit sei, schienen die fesselnden Bande gebrochen und mancher jubelte: „Jetzt sind wir endlich frei, abzuwandern wohin wir wollen," und die Abwanderungsbewegung loderte auf und fand Ausdruck in Organisationen und Deputationen, um Siedlungsgebiete zu suchen. Eine weitere natürliche Steigerung fand diese Bewegung in der neuen Bestimmung über die Vergrößerung der Wirtschaften von 100 bis auf 250 Acker als mehr den Verhältnissen entsprechend. Diese Bestimmung wurde um die Jahreswende getroffen, in der Zeit, als das M. C. C. entschied, das ganze Landareal der Korporation Paraguay für die Siedler zu sehr mäßigem Preise zu erwerben, im Falle letztere sich verpflichteten, in der Kolonie zu bleiben. Die etwas über 400 Wirtschaften in den 18 Dörfern wurden als auf 200 Wirte verteilt. Dieses ließ die Übrigen nun ohne Wirtschaft und frei. Gern stellte das M. C. C. weitere Ländereien zur Gründung neuer Dörfer zur Verfügung, doch hatte sich in den letzten sechs Monaten eine ziemlich geschlossene Stimmung für Abwanderung in eine andere Gegend entfaltet. Dazu hatte nun wohl auch das ganz natürliche Gefühl der Entfremdung unter den jetzt Landlosen entwickelt. Ob nun zum Teil gerechtfertigt oder nicht, man rechtfertigte seinen Entschluß mit dem Vorwurf: „Ihr wollt uns ja los sein, oder: „Wir werden verdrängt," usw. Die ganze Kolonie war geteilt in zwei annähernd gleich große Lager, bekannt als die Bleibenden und die Abwanderer.

In dieser Verfassung hatte man nun schon sechs Monate passende Siedlungsgebiete gesucht, um womöglich beim Abwandern doch in geschlossener Kolonie zu gehen. Diese Bemühungen schienen verwirklicht zu sein in der Behandlung eines größeren, wie man uns sagt, guten und passenden Landes auf der andern Seite des Paraguay Flusses, etwa 40 Kilometer von der Hafenstadt Rosario. Das Land war von den ständigen Komitees geprüft, bemessen und schon in Dörfer eingeteilt, fertig

zur Besiedlung. Schon in der nächsten Woche wollte der erste Transport Fernheim verlassen. Durch Übersiedlungsschwierigkeiten verzögerte sich die Abwanderung etwas und gab mir Gelegenheit, die Frage mit der Kolonie zusammen noch einmal zu betrachten. Zu einer speziellen Siedlungsversammlung hatten sich fast alle Bürger Fernheims versammelt, um noch einmal in brüderlicher Weise die ganze Frage zu betrachten. Man bot mir hier eine Gelegenheit, der Versammlung die höheren Werte, wie vorhin schon angedeutet, etwas vorzuführen; ebenso die Schwierigkeiten einer neuen Ansiedlung ins Gedächtnis zurückzurufen. Die Abwanderungslustigen zogen freundlichst die ganze Sache bei einer Spezialsitzung ihrer Gruppe in Wiedererwägung, und verschoben die Abwanderung, um den Bleibenden Gelegenheit zu geben, zu verschiedenen Fragen Stellung zu nehmen.

Als Erwiderung hatte die bleibende Gruppe, welche in der Zwischenzeit die Wirtschaften der andern übernommen und ihnen das Eigentum, das die Abwanderer nicht mitnehmen konnten oder wollten, abgekauft. Diese Gruppe war nun also im Besitz der Kolonie, wogegen die Abwanderer haltlos waren. Weil nun aber das Wohl der ganzen Kolonie mehr oder weniger durch eine größere Abwanderung gefährdet war, galt es nun einen Weg zu finden, das einheitliche Bestehen der ganzen Kolonie möglich zu machen (durch ein großherziges Entgegenkommen). Zu meiner Freude einigen sich die Bürger, welche nun doch schon im Besitz des Ganzen waren, zu folgenden Beschlüssen:

Ein Entgegenkommen zum allgemeinen Wohl. Wir, die Bürger, die unterschrieben haben hier auf dem Lande der Fernheim Kolonie zu bleiben unter den von Herrn Miller gestellten Bedingungen, drücken unsere Stellung zu der Gruppe, die da abwandern wollte, in folgenden Worten aus:

1. Alle Abwanderer, die sich entscheiden, hier zu bleiben und gewillt sind, brüderlich an dem Aufbau der Kolonie zu arbeiten, sehen wir als Glieder der Kolonie an, und eins mit uns.

2. Wir halten euch gerne hier und sind bereit, mit euch zusammen das Problem der Umsiedlung, welches durch die

Vergrößerung der Wirtschaften entstanden ist, brüderlich zu lösen.

3. Bis neue Dörfer und Wohnstätten eingerichtet werden können, möchte jede Dorfgemeinde dafür sorgen, daß alle Bürger in Ruhe leben und ihren Lebensunterhalt schaffen können.

4. Es ist aber vorgesehen, daß sofort Schritte getan werden, um nach Bedürfnissen auf passend gelegenen Kämpen neue Dörfer zu gründen, damit die notwendige Abwanderung aus den Dörfern nicht unnötig verzögert werde.

Dieses Entgegenkommen wurde am Nachmittage den Abwanderern zur freundlichen Abwertung vorgelegt. Dann fügten wir noch ein Entgegenkommen des Zentralkomitees bezüglich der Anzahlungen auf Land in neuangelegten Dörfern, mit einigen Erklärungen bei. Beide Gruppen einigten sich, daß eine prompte Entscheidung wünschenswert sei; und beschlossen, daß jeder Bürger bis zum Abend des nächsten Tages entscheiden sollte, ob er bleibt oder abwandert, und daß solche Entscheidung durch die Unterschrift des Bürgers bestätigt werde.

Ich hatte von Anfang gesagt, daß wir keinen Druck ausüben möchten, um Abwanderungslustige zum Bleiben zu zwingen, somit wurde jetzt jedem eine ganz freie Entscheidung offen gelassen, im Lichte der Verhältnisse und der vorgeführten Tatsachen und Folgerungen. Das Resultat zeigte nun, wie schwer es ist, Personen, die nun schon einmal fest entschlossen sind, ihren eigenen Weg zu gehen, umzustimmen. Dennoch hatte sich die Zahl der Abwanderer, laut den letzten Berichten, die mich gerade vor der Abreise am nächsten Morgen früh erreichten, von etwa der Hälfte bis beinahe auf ein Drittel verkleinert. Gerne hätten wir gesehen, wenn die Kolonie zum Wohl des Einzelnen wie zum Wohl des Ganzen hätte vereint bleiben können, doch fühlen wir etwas getröstet durch das Vorgehen der Abwanderer, sich in geschlossener Kolonie anzusiedeln und auch schon Vorbereitungen getroffen, sich als Christenvolk gegenseitig zu schützen und zu wahren. Diese abwandernde Gruppe verliert die Abgeschlossenheit als Volk und vor allem das Privilegium der Selbstbestimmung und Freiheit vom Kriegsdienst, doch bleiben sie in Gottes Hand, und wir hoffen und beten, es möge dem Herrn gelingen, sie als Gruppe zu bewahren und als einzelne Seelen für das Himmelreich zu erhalten.

## Auf der Heimreise.

Der letzte Tag in Fernheim neigt sich zu Ende. Noch eine Botschaft an die Bewohner Philadelphias, so nennt man die Zentrale Fernheims. Im engeren Kreise erbauen wir uns zum letzten Male an dem teuren Wort des Lebens. Noch wieder manche Fragen, Grüße und so freundliches Entgegenkommen, das mich demütigt. Mit einigen Freunden gehen wir zum Heim der Geschwister Isaak für die letzte Nacht in Fernheim. Noch längere Zeit wird im engeren Kreise erzählt und gefragt, und dann geht man auseinander. Ich bin allein. Zur frühen Abreise werden alle Sachen noch zurechtgepackt. Doch nun, da ich zu Bette gehe, kommt das Bewußtsein, daß meine Arbeit in Fernheim beendigt ist. Wohl nie wieder werde ich hier zeugen dürfen. Was ich gesagt, getan, geliebt, unterlassen, oder verfehlt, liegt unwiderruflich hinter mir. Wohl kommt auch das Gefühl der Erleichterung bei dem Gedanken, daß die Arbeit hinter mir liegt; aber viel mehr das Gefühl: „Jetzt ist es vorbei!" Tief ernst schneidet es in meine Seele: „Bin ich treu gewesen? Habe ich getan, was ich konnte?" Ich antworte: „Herr, du weißt, daß ich manches nicht getroffen, aber lieber Herr, du weißt auch, daß ich wollte und versucht habe, mein Bestes zu tun!" (Noch jetzt, etliche Wochen später, während ich dieses schreibe, drückt das Gefühl der Verantwortung mir wieder die Tränen aus den Augen.) Im Gebete übergebe ich alles dem Herrn und traue auf seine Gnade. Dann kommt der süße Schlummer, der uns befreit von allem, das uns drückt und quält.

Während ich schlafe, bewegt die Liebe noch einen Bruder in der Nähe für mich gewisse gewünschte Arbeiten zu tun bis spät in die Nacht. Um zwei Uhr tönt mit einmal das Lied, welches tonangebend war für meine Fernheimarbeit und deshalb auch für mein Leben, an mein Ohr. Der Chor lautet:

Mein Gott, ich bin entschieden,
Auf ewig dein zu sein,
Ich kann ja ohne Frieden
Und ohne dich nicht sein.

Am nächsten Morgen wird mir die Kopie des Liedes mit Ziffern zusammen überreicht. Ich lese unten auf der Ecke des Blattes: „Zwei Uhr morgens." Drei Uhr wollte man aufaufstehen, und bis dahin gibt es schon nur wenig Schlaf.

Vier Uhr morgens. Schon sitzen wir fertig, als das Militärauto vorgefahren kommt, um uns nach der Endstation der Bahn zu bringen. Der Truppenbefehlshaber im Chaco, der mit dem Oberschulzen gut befreundet ist, hat uns einen Fuhrmann, einen Kapitän, und ein amerikanisches Ford Lastouto freundlichst zur Verfügung gestellt. Nun hoffte man, in etwa sieben Stunden die Fahrt zu machen, wogegen es mit Pferden wenigstens siebzehn Stunden genommen hätte. Wir alle fühlten wirklich erleichtert, und auch noch eine nette Gesellschaft Fernheimer, welche die Gelegenheit ausnützten, um schnell nach der Bahn zu kommen.

Vorwärts geht es durch die Dörfer, dann durch den Wald, wo der Weg nicht nur zwischen Stumpfen hin und her windet, sondern auch noch sehr löcherig ausgestoßen von den vielen Fuhren Baumwolle. Es geht schnell. Wir machen etwa zwanzig Meilen pro Stunde. Um ungefähr fünf Uhr halten wir noch Geschäfte halber in einem Dorfe der Menno Colonia an, und dann um etwa sieben Uhr auf dem zweiten Platze, wo ein Übereinkommen noch vor meiner Abreise getroffen wurde. Beide Aufenthalte waren nur kurz, doch konnte das Notwendigste beschickt werden. Nun ging es weiter; doch nicht lange, dann wollte die Ford ihren paraguayischen Fuhrmann nicht mehr gut verstehen. Etwa eine Stunde hielt man, um den Schaden an der Maschine auszubessern. Bis zur Endstation trafen wir noch ein manches Loch, sogar noch eine nette Anzahl von Baumstumpfen, doch kamen wir zu Mittag wohlgehalten an. Mit Dank verabschiedeten wir uns alle von dem freundlichen Kapitän, und er fuhr seines Wegen, wir hingegen warteten auf ein Schienen-Auto, das uns in etwa vier Stunden zum Puerto Casado Hafen bringen sollte.

Der mich begleitende Oberschulze, der ins Konto gegangen war, kommt mit bedrücktem Gemüt zurück und sagt: „Es sieht schwierig aus!“ Das Telegramm, welches das Schienenauto bestellen sollte, ist nicht abgegeben worden. Jetzt hat man schon telephonisch angerufen, aber die großen Herren lassen sich nicht aus der Nachmittagsruhe stören. Der Diener sagt, man wird später antworten. Fünf Uhr geht unser Schiff ab, und wenn wir das vermissen, kommen wir auf allen Plätzen zu spät, so daß meine Heimreise wenigstens auf einige Wochen aufgeschoben würde. Die Lage scheint fatal. Schon über drei Uhr und noch keine Antwort. Man sitzt wie auf Nadeln. Um meine Nerven zu beruhigen, fange ich an meinen Reisebericht zu

schreiben. Halb vier! Ich schreibe fleißig, während der Oberschulze nervös umher geht. Da klingelt das Telephon. Herr Siemens, der Oberschulze, eilt hin, um die Botschaft zu empfangen. Ich sitze noch bei meiner Arbeit, als der liebe Mann freudestrahlend zurückkehrt mit den Worten „Das Schienen-Auto kommt gleich, und der Herr auf dem andern Ende garantiert, daß wir das Schiff noch in Zeit erreichen werden, denn es hat sich auch verspätet." Wieder wurde alles gut, auch noch, als es schon unmöglich schien.

Mit Finsterwerden war das Autovir da. Wir stiegen ein und fort ging es in fast rasender Eile. Bei der letzten Station vor unserm Ziele steigt der Fuhrmann aus und geht ins Amt. Bald kehrt er triumphierend zurück mit den Worten: „Mucha Linda! Mucha Linda!" (Sehr gut, sehr gut! ) Das Schiff ist noch nicht vorbei. Bald sind wir beim Hafen, wo weder Schiff noch Menschen zu sehen sind, denn es ist um Mitternacht. Weil kein passender Platz zum Schlafen in der Nähe ist, und wir auch den Port nicht verlassen wollen ohne genauen Aufschluß über unser Schiff zu haben, so beschlossen wir, dort zu warten, wiewohl kein Haus da ist, sondern nur die große Plattform, gebraucht zum Auf- und Abladen der Ware. Einige von uns schliefen etwas, andere brachten die Nacht zu im Kampfe mit den Mücken, die entschlossen waren, die letzte Gelegenheit nordamerikanisches Blut zu trinken, gut auszunützen. Morgens kam unser Schiff mit zwölf Stunden Verspätung. Wir stiegen ein und vorwärts ging es nach Asuncion, wo man uns schon erwartete und freundlich ins Quartier führte.

Etliche Tage gab es noch zu tun in Asuncion, um verschiedenes zu bestellen im Interesse der Fernheim Kolonie. Inzwischen besuchten wir etliche Geschwister und abends durften wir uns noch wieder mit der Mennonitengruppe, die in der Stadt wohnt, erbauen. Am Mittwoch um elf Uhr wurde uns freundlich eine Audienz bei dem Präsidenten Franco gewährt. Der Mann gefiel uns. Er schien so einfach, so reell, und zeigte ein gutes Verständnis für die Probleme der Kolonie. Er war auch mit allen Plätzen, ebenso mit den Wegen bekannt, hatte er doch dort zur Zeit des Krieges im Heer gedient. Er teilte uns mit, daß die Bahn jetzt gleich weiter gebaut werden sollte, so daß unsere Kolonie nur etwa ein Drittel so weit zur Station haben wird. Er versprach sogar, eine Zweigbahn bis in die Kolonie zu bauen. Ebenso versprach er uns Zollfreiheit für das Land, das das M. C. C. für die Ansiedler erworben hat.

Weiter ermutigte er den Oberschulzen, in der Kolonie so viele Früchte wie möglich zu ziehen, und sagte, daß die Regierung dort solche für ihre Heere notwendig habe, und versprach, alle Produkte zu einem guten Preise einzukaufen. Dies hat besonders Bezug auf Kafir, Bohnen und Erdnüsse. Schon in diesem Jahre haben die Leute in Fernheim einen bedeutend besseren Preis für diese Produkte erhalten, als in der Hauptstadt Asuncion gezahlt wird. Überzeugt, daß unsere Kolonie in der Person des Präsidenten einen Freund habe, verabschiedeten wir uns nach etwa einer halben Stunde. Alles schien damals ruhig und in Ordnung, aber wenige Tage nachher lese ich zu meinem Bedauern, daß die Regierung in Paraguay gestürzt sei. Zuerst hieß es, Präsident Franco solle trotz dem Wechsel im Amte bleiben, später aber lese ich, daß auch er resigniert hat. Dieses erinnert uns an die Warnung im Worte, sich nicht zu verlassen auf Fürsten, denn die sind auch nur Menschen; der Herr aber bleibt im Regiment. Dem dürfen wir ohne Bedenken volles Vertrauen entgegenbringen.

Am nächsten Morgen bestiegen wir einen schönen Flußdampfer, der uns in drei Tagen nach Buenos Aires bringen sollte, doch wartete unser noch wieder eine Täuschung. Zwei Tage ging alles sehr gut. Da auf einmal hält unser Schiff; soeben sind wir in den Hafen gekommen, wiewohl das Lenken fast unmöglich war. Nun hält man zur Untersuchung, die länger dauerte, als daß sie gründlich war, und das Resultat ist: Das Steuer des Schiffes muß einen harten Gegenstand getroffen haben und ist zerbrochen. Lange wird nun angehalten. Dann versucht man wieder zu fahren, doch kommt das Schiff nur bis zur Mitte des Stromes, um zu erfahren, daß es unmöglich sein wird, das große Fahrzeug längs dem engen, sich vielfach windenden Kanal im Flusse zu lenken. Nach längerem Warten erscheint ein kleiner Schleppdampfer. Derselbe spannt nun mittelst eines langen, stählernen Seiles vor den Riesen und versucht weiter zu fahren, wohl einen ganzen Tag und eine Nacht, wobei man aber sehr wenig Fortschritt macht. Am zweiten Tage nach dem Unglück, als wir schon einige Stunden die große Stadt Rosario passiert, wandte man um und der kleine Schleppdampfer brachte uns zurück zur Stadt. Daselbst warteten wir bis gegen Abend, als ein anderes Schiff kam, alles umlud und eilig unserm Ziele, der Stadt Buenos Aires, zufuhr, wo wir am nächsten Tage wohlbehalten aussteigen durften.

Jetzt folgte ein geschäftiger Tag, denn alles mußte für die Rückreise bestellt werden, und das ist in Süd-Amerika nicht wenig. Alles schien sich zu folgern, so daß ich wirklich bis Mittag mit den meisten Bestellungen fertig war und mein Billet nach New York auf dem Dampfer „Western Prince" in der Mappe hatte. Ein merkwürdiges Gefühl der Erleichterung beschlich mich bei dem Gedanken: „Bald geht es wirklich der lieben Heimat zu!" Die achtzehntägige Seefahrt schien jetzt schon kurz nach all dem Reisen in den letzten zweieinhalb Monaten. Über Mittag traf Missionar Swartzentruber aus der Mennonnitenmission in Pehuajo ein und wünschte, daß ich die vier noch übrigen Tage, bis der Dampfer abging nach New York, ihn begleite, um etliche ihrer Missionsstationen zu besuchen. Gern folgte ich der Einladung, weil „Zeitauskaufen" ja durch den Sommer mein spezielles Motto gewesen, und zweitens, weil der Besuch eines Missionsfeldes ja fast Lebzeit mein sehnlichster Wunsch gewesen.

Am Dienstag morgen fuhren wir von Buenos Aires und trafen gegen Abend auf dem etwa 300 Meilen weit entfernten Missionsfelde an, wo uns die freundlichste Aufnahme zuteil wurde. In einer Stadt von etwa 15,000 Einwohnern ist ein schönes Missionshaus, eingerichtet für die Gottesdienste zwei schöne Zimmer für Schule, und auch noch etliche Schlafzimmer, von welchen ich eins für die Nacht benutzen durfte. Neben diesem sind auf dem Hofe noch zwei Wohnhäuser für die Familien der Missionare. Alle Gebäude sind massiv und nach echt mennonitischem Stile auf die Dauer gebaut. Für den Abend kam eine nette Gruppe der eingebornen Christen zusammen und ich durfte durch einen Dolmetscher von dem Heil in Christo zeugen. Am folgenden Tage fuhren Geschwister Swartzentrubers mit mir zur nächsten Station, Casado Casares, wo Geschwister Lauvers im Segen wirken. Auch hier durften wir zusammen gestärkt werden durch das Wort Gottes. Für den dritten Tag fuhr ich per Bahn bis Bragado, wo neben der Missionsstation noch ein Waisenheim und eine Schule zur Ausbildung eingeborner Arbeiter sind. Hier dienen die Familien Shank und Leitweiler energisch und scheinbar mit großer Hingabe zur Arbeit im Weinberge des Herrn. Abends war Predigtgottesdienst, wo ich wieder genötigt war, durch den Mund eines andern mich der Versammmlung verständlich zu machen.

Drei von den neun Stationen der Mennonitenmission in Argentinien, die ich besuchen durfte, überzeugten mich von ei-

nem planmäßigen Vorgehen in der Missionsarbeit, von einem brüderlichen Zusammenarbeiten, und von dem Hunger und Durst bei den Missionaren nach mehr göttlicher Kraft zum Dienst des Herrn an den Mitmenschen. Miteinander freuten wir uns, daß die Heilsquellen bei dem Herrn nie erschöpft werden, und daß man noch immer mehr Freude und Kraft in seiner Gemeinschaft erlangen kann; aber auch daß unser Wachstum in der Gnade nur auf dem Wege des völligen Gehorsams und der Opferwilligkeit Fortschritte machen kann. Ich nehme ein klareres Bild über Mission mit nach Hause und das Gefühl der Aufgabe und des Vorrechts, auch diese Arbeit in Argentinien in meine Gebete einzuschließen, wenn ich vor den Thron der Gnade trete.

Freitag morgen ging es zurück nach Buenos Aires, wo am Samstag morgen mein Schiff abgehen sollte, der lieben Heimat zu. Heute ist nun schon der fünfte Tag, seit wir vom Lande abstießen. Die Fahrt hat bisher sehr gut gegangen, außer daß wir schon in der ersten Nacht und am nächsten Morgen durch Nebel vierzehn Stunden Aufenthalt hatten. Da wir nun zum ersten September in New York sein sollen, verloren wir dadurch die Gelegenheit, in Rio de Janeiro lange genug anzuhalten, um noch einige spiezell südamerikanische Sachen zu erwerben; denn wenn man von einer längeren Reise heimkommt, soll doch immer etwas von jedem Lande zu zeigen sein.

## Offener Brief an die Fernheim Kolonie.

Auf der Reise nach Buenos Aires,
Samstag gegen Abend, 7. August 1937.

Jakob Siemens, Oberschulze
Fernheim, Paraguay.

Lieber Mitarbeiter und Bruder! Gruß zuvor! Nach meinem sehr angenehmen Besuch in der Kolonie hat sich mein reges Interesse an Eurem Wohlergehen noch bedeutend gesteigert. Euer freundliches Entgegenkommen, eure brüderliche und herzliche Liebe haben mein Herz gewonnen, und die Errungenschaften der Kolonie in den verflossenen schweren Anfangsjahren verdienen, nach meinem bescheidenen Daffürhalten, die Bewunderung und Hochachtung eurer Mitmenschen. Gerade weil ihr so strebsam seid, und weil euer bester Erfolg und Fortschritt

mir so sehr nahe am Herzen liegen, übermittle ich hiermit einige Andeutungen, welche Beachtung finden dürften in eurem aufrichtigen und ernsten Streben, voran zu kommen, um das Privat-, sowie auch das Gemeinwohl der Kolonie zu fördern.

Während alles was ich bei euch gesehen, gehört und erfahren hatte, noch einmal so handgreiflich durch meinen Sinn zog, fühlte ich mich gedrungen, in einem Nachrufe euch auf folgende Möglichkeiten aufmerksam zu machen:

(a) Zur Förderung des Gesundheitszustandes: Eure Kinder sollten täglich mehr Milch trinken. Planmäßig sollte man dahin arbeiten, daß den Bewohnern mehr Obst- und Gemüsespeisen zur Verfügung gestellt werden durch Anpflanzung von mehr Orangen-, Mandarin- und Zitronenbäumen. Wo Bananen gedeihen, in den Niederungen, sollten solche so schnell wie möglich angepflanzt werden. Wenn nicht in jedem Dorfe oder bei jedem Wirte der passende Grund ist, dürften ja einige mehr als für sich ziehen, um bei den andern dann guten Absatz zu haben. Auch Feigenzucht sollte sofort in Angriff genommen werden. Gemüsegärten sind nicht unmöglich, und sollten allgemein werden, um den sehr gewünschten Zusatz zur Brotspeise zu liefern.

(b) Zur Förderung des wirtschaftlichen Fortschrittes kämen folgende Punkte in Betracht: Energische Fortsetzung des Baumwollenbaus. Für Bohnen, Erdnüsse und Kaffir darf man guten Absatz erwarten, so lange die Armee im obern Chaco verweilt. Der Viehbestand könnte und sollte verbessert und erweitert werden. Fleischvieh ist vor der Hand die beste Anlage. Milchvieh sollte aber dennoch gezogen werden, um mehr und bessere Milch für den eigenen Gebrauch zu haben; dazu hat Milchwirtschaft im Chaco eine Zukunft, die sich zeigen wird sobald die Transportmöglichkeiten entwickelt worden sind. Für den Familiengebrauch, besonders wo Weidemöglichkeiten beschränkt sind, dürften Milchziegen sehr praktisch sein.

(c) Transportmöglichkeiten sollten ohne Verzögerung angestrebt werden. Der neue Weg von der Kolonie zur näheren Bahnstation sollte in Angriff genommen werden. Eine Bittschrift an die Regierung und an das Militär wäre schon in diesem Jahre nicht verfrüht. Ein williges Entgegenkommen der Bürger in dieser Sache energisch mitzuhelfen, wäre eine der besten und vorteilhaftesten Anlagen eurer Zeit und Arbeit, dazu würde es einen wünschenswerten Eindruck auf die Behörden machen. Jeder Bauer sollte jährlich einige Tage für sein Wohl und das Gemeinwohl arbeiten, um die Wege zu verbes-

fern. Etwas schmälere Gassen in den Dörfern ließen sich leichter in Ordnung halten.

(d) Verbesserungen in den Dörfern: Man denke an Verschönern und Verbessern beim Umstellen für größere Wirtschaften. Pflanzt bei jedem Hause Schattenbäume. Arten, die wohl gedeihen und so bald als möglich das ganze Haus überschatten. Die Häuser sollten so schnell als möglich alle einen Boden unter dem Dache haben, solches wird die Hitze abhalten. Glasfenster wären sehr wünschenswert, doch bis das ausführlich ist, dürften vielleicht die Läden eine Glasscheibe haben.

(e) Einige Finanzfragen und Gedanken: Alle Gemeinunternehmungen sollten sich tragen und womöglich Reingewinn zeigen. Kapitalmangel wird dieses ja erschweren, doch wird Hitlers Behauptung, daß zielbewußte Energie und Willenskraft eine größere Rolle spielen als Geld, wohl zutreffen. — Die Frage der Schulden: Nach Möglichkeit Schulden abtragen, wenn anfangs auch nur sehr wenig, ist dennoch Bedingung zur gesunden Entwickelung der Kolonie. Je älter Schulden werden, desto schwerer sind sie abzuzahlen. Ehrliche Schulden ehrlich bezahlen, ist und bleibt den Menschen wert und Gott gefällig.

Die Kooperative ist der Kolonie von großem Nutzen gewesen und sollte das auch in Zukunft sein, doch dürfte man den Privathandel vielleicht nicht abstoßend behandeln, sondern vielmehr ihn ausnützen, das Wohl der Kolonie zu fördern, wie ihr auch schon angefangen habt.

Diese meine Beobachtungen und Andeutungen darfst du benutzen, wie es dir für gut erscheint. Bezüglich der geistigen und geistlichen Probleme schreibe ich morgen, so der Herr will, an Br. Isaak und durch ihn an die K. F. K. Möge der liebe Herr alles zum Besten dienen lassen!

Dein Mitarbeiter für die Kolonie.

## Der Heimat zu!

Wasser zur Rechten, Wasser zur Linken, Wasser vorne und Wasser hinten, ebenso Wasser nach unten. Nur nach oben wurden wir nicht mit Wasser begrenzt; dort ist der Weg offen. Wie klein scheint das große Schiff im Vergleich zu den scheinbar endlosen Strecken von blaugrünem Salzwasser. Von Rio fährt es drei Tage nordöstlich und dann vier Tage nordwestlich,

bis wir bei der Insel Trinidad kurz vor Mitternacht ankommen. Wohl ist wenig in der Stadt zu sehen, doch steigt die Hälfte der Passagiere in ein kleineres Schiff, das uns ans Land bringt. Einem Führer folgend, schreiten wir durch die unbeleuchteten Straßen der Stadt Port au Spain. Ein Gefolge, das unsere paar Scherflein gerne haben möchte, begleitet uns, unaufhörlich plaudernd. Gerne wollte man die Bauten näher ansehen, doch steht man stets in Gefahr, über die unebenen Plätze im Seitensteg oder über liegende Menschen zu stolpern. Die Ärmsten der Armen, wohl meistens Ostindier, welche hierher gekommen, um in den Zuckerplantagen zu verdienen, doch eine gewisse Schmarotzerpflanze welche das Zuckerrohr belästigt, hat das Volk gezwungen, mit dem Anbau von Zucker aufzuhören. Damit sind die Leutchen außer Dienst und auch außer Geld, um nach Indien zurückzufahren. So betteln sie den Tag hindurch, um das armselige Leben zu fristen, und nachts schlafen sie eben wo offener Platz ist. In einem Gang von etwa zwanzig Minuten sahen wir wenigstens dreißig bis vierzig der jämmerlichen Gestalten auf dem harten Seitensteg schlafen. Ehe wir ins Schiff steigen, erlösen wir noch etliche nächtliche Straßenhändler von einigen kleinen Gegenständen, die man zum Andenken an den Besuch mitnimmt.

Etwa drei Uhr morgens stiegen wir zurück in das große Schiff, und als wir morgens erwachten, waren wir schon auf der Reise. Mit Interesse warfen wir noch die letzten Blicke auf Süd-Amerika, und dann ging es fünf Tage nordwärts, und jeden Morgen waren wir etwas näher New York und dem Heimatlande. Mittwoch morgen sollten wir ankommen, doch der schwere Nebel verzögerte die Fahrt etwas, so daß wir erst kurz vor Mittag ans Land fuhren. Jeder steht und schaut zum Hafen, wo sich eine Anzahl Menschen zeigen denn nur zu gern erkennt man da einen Bekannten. Noch sind wir eine ziemliche Strecke entfernt, und schon schwenkt man Hüte, Taschentücher, und was irgend passend zur Hand ist, um dem Freunde kund zu tun, daß man ihn erkannt hat. Auch ich sah mit einmal einen bekannten Hut, und dann noch eine Hand, die in einer mir bekannten Weise den Hut abnahm und aufsetzte. Wirklich, es ist mein Neffe, ein Sohn meines ältesten Bruders, der hier in der Großstadt als Arzt tätig ist. Jetzt war ich ganz ruhig, denn für den Rest des Tages war ich in guten Händen.

Zum Abend kam Herr Orie Miller von Okron, Pa., nach New York, um vor meiner Abfahrt noch manches über Süd-

Amerika und besonders über die Mennonitenkolonien daselbst zu erfahren. Nach einer mehrstündigen Beratung begleitete er mich in den Zug der mich eilend bis Chicago nehmen sollte. Gerade jetzt sitze ich im Bahnhof in Chicago und versuche trotz der drückenden Hitze doch meinen Bericht zu schreiben. Nur noch diese Nacht und morgen bis etwa Nachmittag, bis ich Hutchinson und dort meine Lieben zu sehen hoffe. Das Telegramm, das meine Ankunft ankündigt, ging vor etwa einer halben Stunde hier ab, und fast fühlt es sich als ob es gerade in dieser Stunde in Sterling an die liebe Familie abgegeben wird.

Etwas verspätet kommen wir nach Hutchinson, und schon durchs Fenster erblicke ich die bekannte Gestalt meiner treuen Lebensgefährtin. Jetzt sitze ich schon an meinem gewohnten Arbeitstisch, um das Allernotwendigste zu bestellen, wiewohl es nicht ganz leicht ist, sogleich ans Werk zu gehen. Will daher nur noch sagen: Gott grüße euch alle, liebe Geschwister, in den zwei Amerikas! Lebt wohl dort unten, und willkommen hier in der lieben Heimat. Es hat mir über Erwarten gut gegangen dort unten im Süden, doch bin ich froh, wieder zu Hause zu sein.

MRR
289.78 H53 c.1
Hiebert, Peter Corne 000
Mitteilungen von der Reise nac 040101
3 9304 00064884 1
ASSOCIATED MENNONITE BIBLICAL SEMINARY